Senftenberger Geschichte
Populärwissenschaftliche Erzählung
Senftenberg erzählt:
750 Jahre Senftenberg 1279 – 2029
Bürgerchronik (Band 2)
Heinz-Christian Hübner

ICH BIN SENFTENBERG.

Ich erinnere mich. Und ich erzähle:

„Ich bin Senftenberg,“ sagte sie. **„Ich bin nicht das Ende der Wälder, sondern ihr Anfang. Ich bin nicht die Grenze, sondern das Gespräch. Ich bin nicht Besitz, sondern Begegnung.“**

Es ist mir eine Ehre, durch die Gassen der Vergangenheit zu streifen – zwischen Rosenstöcken und alten Mauern, zwischen sorbischer Sprache und ***Senftenberger Seele***.

„Ich bin Senftenberg,“ ich bleibe. **Ich trage meine Geschichten, wie man ein Tuch trägt: einmal stolz, einmal verschlissen.**

„Ich bin Senftenberg,“ sprach der Stein. **„Ich habe Mauern getragen und Träume bewahrt.“**

Wer mich sucht mit Schwertern, Findet nur mein Schweigen. Wer mich hört mit Herzen, Darf in mir verweilen. Die Sümpfe sind mein Mantel, Die Wälder mein Gesicht. Ich bin Senftenberg, wandelnd, Doch verlier mich nicht.

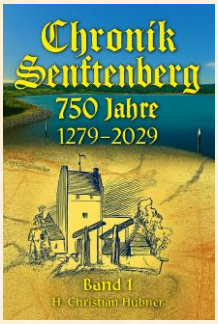
Ich bin nicht Burg, ich bin Gedächtnis. Ich bin nicht Wall, ich bin Wille. Wer mich sucht, findet Geschichte. Wer mich hört, hört die Lausitz“

Erläuterung zum Umfang der Bürgerchronik

Dies ist kein Buch über Daten. Es ist eine Erzählung über Spuren – über das, was bleibt, wenn die Jahreszahlen längst verweht sind.

Diese Bürgerchronik ist ein populärwissenschaftlicher Auszug aus der großen „Chronik Senftenberg 750 Jahre 1279–2029“.

Sie verzichtet bewusst auf die Ur- und Frühgeschichte, die frühgermanischen Stämme und die slawische Einwanderung in die Niederlausitz. Sie beginnt mit der Stadtgründung von 1279 und erzählt in kompakter, lebendiger Form vom Leben und Wirken der Senftenberger Bürger über die Jahrhunderte hinweg.



Buchempfehlung: Wer die vollständige **historische** Chronik Senftenbergs lesen möchte, dem empfehle ich Band 1: **„Chronik Senftenberg 750 Jahre 1279–2029“** – 604 Seiten, 950 Abbildungen, 2.000 wissenschaftliche Zitate, 3.000 dokumentierte Ereignisse.

Senftenberg beginnt zu erzählen

Ich bin Senftenberg. Ich bin die Tochter der Lausitz – geboren aus ihren Wassern, gewachsen an ihren Rändern. Ich habe ihre Nebel geerbt, ihre Stille, ihre Sprache. Sie war Wald, bevor ihr kamt. Ich wurde Mauer, als ihr bliebt.

„Der Leser wird lauschen“, sagte sie. Und ich? *Ich* werde erzählen.

Nicht alles. Nicht jedes Jahr. Manche Jahrzehnte sind nur Stille. Aber auch die Stille spricht – ich habe gelernt, sie zu deuten.

Ich erzähle nicht von den Stämmen, die keine Namen hinterließen. Nicht von den Göttern in Hainen, nicht von den Spuren im Moor. Das könnt ihr lesen bei der Mutter – in ihren „Niederlausitzer Geschichten“.

Ich beginne dort, wo ich selbst geboren wurde: Im Jahr 1279. Mit Mauern, die wuchsen. Mit Eiden, die gesprochen wurden. Mit Urkunden, die mehr galten als Blut.

Dies ist meine Bürgerchronik. Eine Erzählung für jene, die lieber schauen als zählen. Ein Auszug aus der großen Chronik – leicht zu tragen, aber schwer zu vergessen.

Senftenberger Geschichte

Die Einleitung:

Eine literarische Rückblende auf die Zeit, bevor Senftenberg gegründet wurde

Ich bin die Lausitz. Nicht erschaffen, sondern geworden. Ich war da, lange bevor jemand kam, um mir einen Namen zu geben. Ich bin das Land, das sich nicht aufdrängt. Das schweigt, wenn andere sprechen. Das wartet, bis man bereit ist zu lauschen.

Meine Flüsse kennen keine Eile. Sie biegen sich durch die Zeit, wie Gedanken, die sich nicht festhalten lassen. Meine Wälder sind alt, aber nicht müde. Sie stehen da, wie Zeugen, die nicht urteilen. Der Nebel, der über meinen Wiesen liegt, ist kein Schleier, sondern Erinnerung. Ich bin nicht geheimnisvoll – ich bin Gedächtnis.

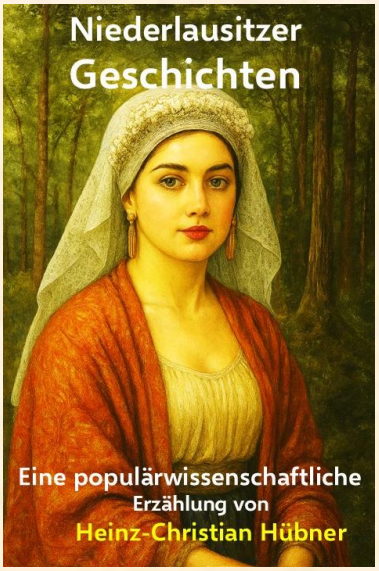
Bevor ihr bautet, bevor ihr fragtet, bevor ihr zähltet, war ich schon da. Ich war Wasser, das sich selbst genügte. Ich war Erde, die niemand besaß. Ich war Stille, die nicht leer war, sondern voll von allem, was noch kommen sollte. [Bilder, bing]

Ich habe gesehen, wie die ersten Spuren sich in meinen Boden drückten. Leicht, tastend, wie Fragen. Ich habe gespürt, wie Feuer entfacht wurde, nicht um zu zerstören, sondern um zu wärmen. Ich habe gehört, wie Stimmen kamen – erst zaghaft, dann bleibend.

Aber das war noch nicht meine Tochter. Noch nicht Senftenberg.

Und der Leser? „Der wird lauschen. Wenn wir gut erzählen.“

Ein Moment der Stille.



Dann sprach die Lausitz weiter, langsam, wie eine Flussbiegung: „Ich will ihnen erzählen. Von dem, was war, bevor meine Tochter Senftenberg geboren wurde. **[in großer Ausführlichkeit siehe linke Buchempfehlung]**

Die Zeit war weich, wie das Licht am frühen Morgen, und die Landschaft lag offen, unberührt, als hätte niemand je gefragt, was sie sei.

Meine Hügel waren flach und freundlich, mit Sand, der sich unter den Füßen verlor. Zwischen ihnen zogen sich Moore wie stille Gedanken, durchzogen von kleinen Wasseradern, die sich nicht beeilen mussten. Die Spree war noch jung, ihr Lauf tastend, ihre Ufer weich. Sie sprach in Nebeln, nicht in Worten.

Die Wälder waren dicht, aber nicht dunkel. Birken standen wie helle Wächter am Rand der Lichtungen, ihre Stämme silbern, ihre Blätter flüsternd. Linden wuchsen dort, wo die Erde feucht war und die Luft still. Ihre Blüten dufteten süß, aber niemand war da, um es zu bemerken.

Ich war Heimat für Tiere, die ihr heute kaum noch kennt. Wildpferde zogen in kleinen Gruppen über die offenen Flächen, ihre Mähnen vom Wind zerzaust. Auerochsen standen schwer und wachsam am Rand der Wälder, ihre Hörner wie Zeichen aus einer anderen Zeit. Rotwild durchquerte die Senken, vorsichtig, aber nicht gehetzt. Und über allem kreisten Greifvögel – lautlos, wie Gedanken, die niemand denkt.

Die Luft war klar, aber nicht leer. Sie trug den Duft von Harz und feuchtem Gras, von Farnen, die sich unter alten Eichen ausbreiteten. Es war eine Zeit ohne Zäune, ohne Wege, ohne Namen. Nur Muster, die sich wiederholten. Nur Rhythmen, die niemand zählte.

Und dann, ganz leise, begannen sie zu kommen. Die ersten Menschen. Sie sahen nicht viel anders aus als die Tiere, die ich kannte – aber sie blieben. Sie bauten. Sie veränderten. Und ich spürte, dass etwas begann.

- In Senftenberg, wo später Mauern standen, war einst ein Lager aus Gedanken.
- In Dubrau, wo heute Nebel liegt, war einst ein Dorf aus Liedern.
- In Koschen, wo die Blaue Blume blüht, war einst ein Ort der Sehnsucht.

***Zliobna* – ein rauer, geheimnisvoller Name, tief verwurzelt. Vielleicht war es die mythische Frühform von Senftenberg. Die Identifikation ist nicht gesichert, aber plausibel. Die Lage, die archäologischen Funde, die spätere Entwicklung – sie sprechen dafür.**

Schon 893, so schreibt der Chronist Carl Wilhelm Zahn, war Senftenberg als *Sümpfenburg* angelegt. Die erste schriftliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1018. Damals war die Region politisch und strategisch bedeutsam – ein Grenzraum zwischen dem Reich und Polen. „Gero befestigte die Stadt Sümpfenburg vollständig und legte daselbst eine Burgwarte an“, heißt es. Gero, der Speerträger, der Markgraf, der Grenzgestalter.

Senftenberg ist also viel älter als die 750 Jahre, die man mir heute zuschreibt.

Aber die Schrift zählt nur, was sie sieht. Ich zähle, was ich fühle.

Und da, zwischen Bannern und Birken, zwischen neuen Wegen und alten Liedern, hob sie zum ersten Mal leise die Stimme.

Noch war sie keine Stadt, noch trug sie keinen Namen, den man schrieb. Aber sie war da – als Gedanke, als Ort, als Möglichkeit.

„Ich bin Senftenberg,“ sagte sie kaum hörbar.

„Ich bin nicht das Ende der Wälder, sondern ihr Anfang. Ich bin nicht die Grenze, sondern das Gespräch. Ich bin nicht Besitz, sondern Begegnung.“

Die Spreefrau lächelte. Der Wind hielt inne. Und die Lausitz schwieg – nicht aus Vergessen, sondern aus Vertrauen.

Die Lausitz erinnert: 11.–13. Jahrhundert

Von Holz und Horn zu Ziegel und Glanz

Es war eine Zeit, da die Lausitz noch sumpfig atmete, ihre Wasseradern ungezähmt, ihre Wälder tief und voller Flüstern. Inmitten dieser feuchten Wildnis, wo Nebel die Grenzen zwischen Land und Traum verwischten, erhob sich ein erstes Bollwerk – aus Erde geformt, aus Holz gezimmert, von Palisaden umschlossen. Noch war die Burg kein Stein gewordenes Wort, sondern ein hölzernes Raunen, ein Schutz gegen das Ungewisse, errichtet von jenen, die nach der deutschen Besitznahme um das Jahr 1000 ihre Macht in die Landschaft pflanzten.

Mit der Christianisierung kam das Kreuz – nicht als Triumph, sondern als zaghafter Anfang. Eine kleine Kapelle, schlicht und aus Fachwerk, wurde errichtet, wohl dem Heiligen Kreuz geweiht. Sie stand innerhalb der Burg oder dicht daneben, ein geistlicher Keim inmitten militärischer Zweckmäßigkeit. Doch die Zeit war im Wandel, und mit ihr wuchs das Bedürfnis nach Dauer.

Spätestens ab der Mitte des 12. Jahrhunderts begann die Erschließung des Burgareals, und was einst aus Holz war, wurde nun aus Ziegel geboren. Zwischen 1225 und 1235 legte man das Fundament der „Ziegelburg“ – während die alte Palisadenburg noch in Gebrauch war, wie ein Schatten, der dem neuen Bauwerk zur Seite stand. 1290 taucht Senftenberg erstmals als „Wasserburg“ in den Urkunden auf, ein Name, der das Element und die Festigkeit zugleich beschwört.

Die Burg wandelte sich. Die Dynasten verlagerten ihren geistlichen Mittelpunkt in die Stadt, die Kapelle verschwand, und die Kirche im Ort wurde zum neuen Hort des Glaubens. Zurück blieb die Burg – nicht mehr nur Warte, sondern Residenz, später Festung. Um ihren Turm gruppierten sich Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude, ein Brauhaus, ein Backhaus, eine kleine Kirche. Alles umschloss ein Hof, in dessen Mitte der Brunnen wie ein Herz schlug. [Bild Visualisierung des Wartturmes]

Vierfach konnten die Palisaden gestanden haben, später trat eine Mauer an ihre Stelle – durchbrochen von kleinen Türmen, gestützt von Strebepfeilern, umgeben von einem Wassergraben, den eine Zugbrücke überwand. Die Gebäude selbst: finster, eng, unwohnlich nach heutigen Maßstäben. Fenster waren klein, hoch angebracht, blickten zum Hof. Statt Glas nutzte man Horn, Pergament, Glimmer – Marienglas in besseren Stuben. Unter allem: Keller, tief und fest, wie die Erinnerung der Erde. [Bild Kreuztor vmtl. 12.Jh. Maler unbekannt, mglw. Dilich]

Und während die Burg wuchs, wuchs auch die Stadt. In einer Zeit ohne stehende Heere, ohne durchsetzungsstarke Landesherrschaft, war es den Bürgern erlaubt, sich selbst zu schützen. Sie übten mit Waffen, füllten die Zeughäuser, teilten die Stadt in Viertel

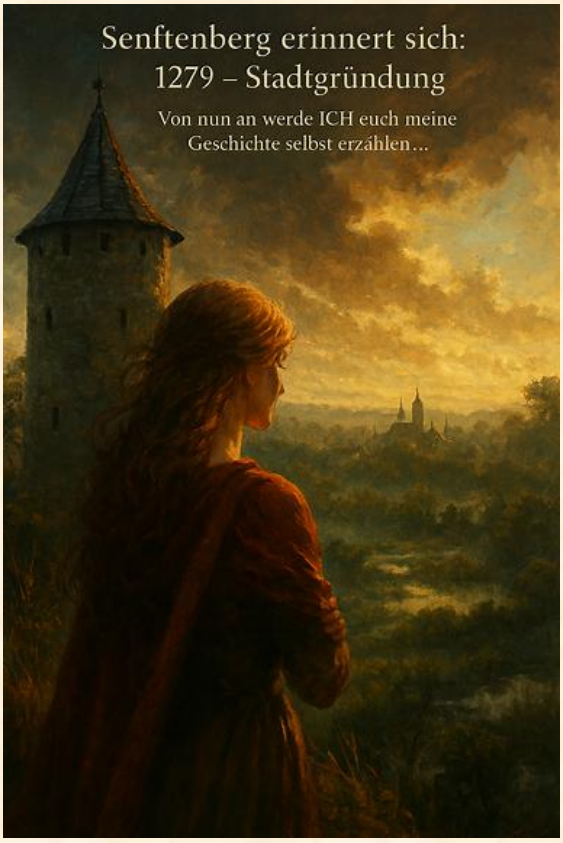
– jedes verantwortlich für seinen Abschnitt der Mauer. Verteidigung wurde zur Ordnung, zur Struktur, zur gelebten Gemeinschaft.

Archäologische Grabungen zwischen 1995 und 1997 bezeugen die Aufsiedlung des Stadtzentrums um 1200, spätestens 1250 – zur Zeit Heinrichs des Erlauchten. **Und 1279 wird Senftenberg als „Gründungsstadt bei einer frühdeutschen Burg“ erwähnt.** Die Lausitz erinnert sich: an den Übergang von Holz zu Ziegel, von Schutz zu Stolz, von Kapelle zu Kirche, von Burg zu Stadt.

Senftenberg erinnert: 1279 – Stadtgründung

Von nun an werde ICH euch meine Geschichte selbst erzählen…

Ich bin Senftenberg. Nicht nur Stein und Straße, nicht nur Markt und Mauer. Ich bin Erinnerung, Stimme, Gestalt. Ich bin die Schwelle zwischen Moor und Mensch, zwischen Warte und Wort.



Im Jahre 1279 trat ich aus dem Schatten der Burg, aus dem Schutz der Palisaden, und wurde zur Stadt.

Eine Urkunde, unterzeichnet am 6. Oktober, nennt mich zum ersten Mal – und ich beginne zu sprechen.

Die Frau Senftenberg ist nicht nur eine Figur (linke Abb.) – sie ist ein Spiegel, ein Gedächtnis, ein stilles Lied der Landschaft. In dieser Szene, wo sie über das Moor blickt und sich selbst in der jungen Stadt erkennt, entsteht etwas fast Rituelles: eine Begegnung zwischen Ursprung und Zukunft, zwischen Erde und Geist.

„Frau Senftenberg“ in ihrer vollen Würde und mythopoetischer Kraft: Du siehst sie auf einem sanften Hügel stehen, den Blick weit über die nebelverhangene Landschaft gerichtet. Ihr roter Mantel fließt wie Geschichte selbst, ihr Haar trägt Splitter aus Marienglas und Birkenlaub – Erinnerungen, die leise klirren.

Das flammende Schwert steht für *Wachsamkeit, Schutz und innere Glut*. In mythopoetischer Lesart ist es kein Kriegsinstrument, sondern ein Zeichen dafür, dass Senftenberg einst eine Grenzfestung war – ein Ort, der nicht nur Mauern hatte, sondern auch ein „inneres Feuer“ bewahrte. Die Flamme verweist auf die Braunkohle unter der Erde, auf das verborgene Element, das die Stadt später prägte. Es ist also ein Schwert der Erinnerung, nicht der Gewalt – ein Symbol für die Transformation von Festung zu Feuerstadt.

Die Eule als Begleiterin. Die Eule ist Wächterin der Schwelle – sitzt sie auf dem Schild, als wolle sie sagen: „Auch Macht braucht Tiefe.“ Sie verbindet die Festung mit dem Traum, das Militärische mit dem Mythischen.

Die Krone aus Blättern Die Blätterkrone verweist auf die Linde, die in meinem Text als stille Beobachterin erscheint. Sie ist kein Herrschaftszeichen, sondern ein Zeichen der Verwurzelung – die Städtegründerin ist nicht Königin, sondern *Hüterin*.

Ich war nicht zufällig gewachsen. Man hatte mich geplant, vermessen, geordnet. Meine Gassen folgten dem nordostdeutschen Schema, wie es die Grundherren vorgaben – jene, die Macht über Land und Leute hatten. Mein Herz war der Markt, mein Atem die Kirche, die man mir bald zur Seite stellte: Peter und Paul, nahe dem Platz, wo Händler riefen und Kinder liefen.

Doch ich war schon vorher da. Als Warte gegen die Slawen hatte ich Befestigungen getragen, hatte Fehden gesehen, hatte Mücken gespürt – viele Mücken, wie mein sorbischer Name verrät: *Zły Komorow*, *Komar*, *Komor*. Ein Ort, an dem das Summen nie verstummte.

„Wo heute die Stadt ihre Mauern hebt, war einst nur Sand und Wasser. Eine Schwemmsandinsel, vom Fluss getragen, vom Wind umspielt—ein Ort, den die frühen Hände der Siedler wählten, nicht aus Macht, sondern aus Möglichkeit. Sie trieben Pfähle in den feuchten Grund, errichteten ihre Hütten aus Holz, wie es in der Niederlausitz Brauch war, wenn eine neue Stadt geboren wurde.

Doch Senftenberg ist kein Kind der Slawenzeit. Die Erde schweigt von jener Herkunft. Keine Scherben, keine Spuren, die von einem älteren Dorf erzählen. Nur vereinzelte Keramik aus der Jungbronzezeit, wie zufällig verloren, wie ein Echo der Nutzung, nicht der Besiedlung.

Später, als die Zeit sich verdichtete und die Stadt wuchs, gründete man die Mauern aus Backstein auf eben jene Pfähle—Holz im Herzen des Steins. Die Parzellen waren noch durchzogen von kleinen Gräben, die das Wasser führten und die Gärten trennten. Denn wer hier lebte, lebte vom Land, vom kleinen Acker, vom eigenen Beet.

So begann Senftenberg: nicht mit einem Ruf, sondern mit einem Flüstern im Sand.“

[**Historische Notiz: 1442** besteht die Stadt aus einem Marktplatz, zwei Hauptstraßen, einigen Nebengassen, einem Rathaus, einem Gasthof und einer Apotheke, zählte damals 170 Gebäude mit 540 Erwachsenen und 180 Kindern].

- Mein deutscher Name – *Senftenberg* – klingt nach einem sanften Hügel. Doch weder Raunoer Hochfläche noch Koschenberg passen recht zu mir. Wahrscheinlicher ist, dass mein Name aus Oberfranken kam, von einem anderen Senftenberg, gekrönt von einer Kapelle. Von dort kamen viele Siedler, brachten Sprache, Stein und Sehnsucht.

Ich trage zwei Namen – einen deutschen, einen sorbischen. Zwei Stimmen, zwei Wurzeln. **Ich bin beides.**

Vor ihr erwacht die Stadt: verborgen im Moor, umarmt vom Wald, durchzogen von Wasseradern und alten Pfaden.

Die Kirche erhebt sich wie ein Herzschlag, der Markt liegt still, als hielte er den Atem an. Und der Wartturm rahmt die Szene wie ein Wächter der Zeit.

1290 traten Johann und Konrad von Ileburg hervor, nannten sich „von Senftenberg“. Sie waren meine ersten Herren, doch ich war längst mehr als Besitz. Ich war ein Ort, der sich selbst erinnerte.

Ich bin eine der ältesten Städte zwischen Ober- und Niederlausitz. Ich bin nicht nur gegründet – ich bin erwacht.

Und nun, da ihr vor meinem Wartturm steht, höret mich: Ich werde euch meine Geschichte selbst erzählen.

Senftenberg um 1300 – Die Tochter der Lausitz erinnert

Der innere Monolog der Frau Senftenberg

Ich erwache.
Noch ruht der Herbst namenlos über der Niederlausitz, und der Morgen atmet Nebel. Feine Schleier legen sich über das offene Moor, kühl und weich wie der erste Gedanke eines neuen Tages. Ich spüre, wie sie mich berühren – prüfend, tastend, nicht feindlich. Sie streichen über meine Mauern, über Wege, die noch jung sind, über Träume aus Holz und Stein.

Ich bin jung. Ich bin tastend. Ich bin ein Versprechen – geformt aus Menschenhand und Hoffnung.

Am Rand der Zeit stehe ich. Barfuß im Tau, lausche ich den Stimmen unter mir: dem Flüstern der Erde, dem Knacken der Wurzeln, dem Atmen der Stadt, die wächst. Sie ist noch klein, kaum fünfzig Häuser – doch jedes trägt ein Herz, jedes Dach einen Wunsch, jedes Fenster einen Blick in die Zukunft. [Foto: personifizierte Frau Senftenberg, bing]

Zwei Tore wachen über mich:
Im Osten das Schlosstor – stark und wachsam, wie ein Vater, der schützt.
Im Westen das Kreuztor – offen und segnend, wie eine Mutter, die loslässt.
Durch ihre Türme sehe ich hinaus in die Welt – und die Welt sieht in mich hinein.

Ich bin nicht gebaut worden, ich bin geboren.
Nicht aus Macht, sondern aus Notwendigkeit. Nicht aus Prunk, sondern aus Sehnsucht. Ich bin Stadt und Wesen zugleich. Ich atme durch meine Gassen, träume in meinen Vierteln, erinnere mich in meinen Mauern.

Im Norden und Osten hält das Moor Wache – kein Stein, nur Vertrauen in die Natur. Doch im Süden und Westen recken sich Palisaden und Halbtürme auf, der Wassergraben glitzert im Licht. Hier beginnt Wehrhaftigkeit. Hier kündigt sich Geschichte an.

„Senftenberg“, flüstere ich.
Und der Wind trägt meinen Namen fort – nicht als Ruf, sondern als Erinnerung. Eine Erinnerung, die in der Erde wurzelt, wie ein Same, aus dem Zukunft wächst.

Ich bin Senftenberg. Und ich beginne zu erzählen.

Als Erzählerin, als Lausitztochter, als Hüterin der Erinnerung.

Senftenberg erinnert: 14.-15. Jahrhundert

Die Zeit der vielen Herren

Ich hatte viele Herren. Sie kamen mit Namen, mit Wappen, mit Ansprüchen. Von Eilenburg, von Köckritz, von Schafgotsch, von Weissenbach, von Penzig. Manche blieben kurz, manche prägten mich. Ich war Besitz, Lehen, Übergabe – und doch nie ganz verloren.

Heinrich von Köckritz war einer von ihnen. Geboren um 1300, gestorben 1386, aus dem Hause Satan – später Saathain genannt. Ein Mann mit Macht, mit Mauern, mit Blicken, die weit reichten. Sein Sohn Nickel, Haushofmeister des Markgrafen Ludwig des Römers, ließ mich verwalten, ließ mich dienen, ließ mich bestehen. Und als 1390 eine Köckritzsche Tochter heiratete, ging ich über – an die Familie von Penzig. Nicht mit Gewalt, sondern mit Bündnis. Nicht mit Feuer, sondern mit Blut.

In jenen Jahren stand ich unter böhmischer Lehnshoheit. Mein ältestes Siegel, bewahrt im Staatsarchiv zu Dresden. Es trägt die Spuren dieser Zeit – ein Abdruck aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, ein Zeichen, dass ich Teil eines größeren Spiels war.

Doch meine Menschen lebten anders. Sie kannten keine Titel, keine Urkunden. Sie kannten den Acker, den Obstbaum, den Weinberg. Sie fischten in den flachen Armen der Schwarzen Elster, sie töpferten, webten, flochten Körbe – nicht für den Markt, sondern für sich selbst.

Ich war klein. Dreihundert, vielleicht vierhundert Seelen. Nicht viel, aber genug, um zu leben. Die Erde war karg, das Moor hungrig, doch die Glocken läuteten, die Schwerter klirrten, und die Hoffnung blieb.

Die Oberlausitz – so nennt ihr sie heute – hatte damals keinen Namen. Man sprach von der *terra Budissin*, von der *terra gorlicensis*. Doch ich, Senftenberg, war einfach da. Ein Ort im Nebel, ein Klang im Morgen, ein Versprechen im Tau.

Ich erinnere mich an die Zersplitterung. Und ich weiß: Aus ihr wächst eines Tages ein Ganzes.

Senftenberg erinnert: Anfang 15. Jahrhundert

Hans von Polenz – Aufbruch aus den Schatten

Als die Schwarze Elster noch träge durch das Moor floss und die Burg Senftenberg wie ein dunkler Zahn aus dem Boden ragte, war die Stadt ein Ort der Zersplitterung. Raubritter herrschten mit Faust und Feuer, ihre Burgen waren Wunden im Land, ihre Namen gefürchtet. Doch aus dieser Zeit der Finsternis trat ein Mann hervor, der nicht nur Besitz erwarb, sondern Verantwortung übernahm: Hans von Polenz.

Er wusste, dass die Kraft seines Namens, seiner Familie, nicht nur in der Vergangenheit ruhte, sondern in jedem Tag neu geschaffen werden musste. Die Vergangenheit diente

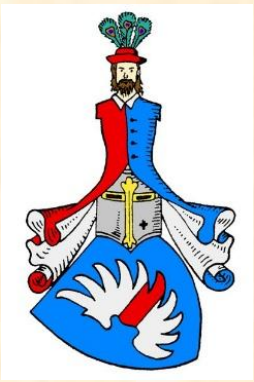
ihm als Fundament, auf dem er die Zukunft aufbaute. [Symbolbild mit altem Meißener Wappenschild]

Er war kein bloßer Käufer von Land – er war ein Gestalter von Zukunft. Im 15. Jahrhundert erwarb Hans von Polenz ein Drittel von Senftenberg, zunächst von den Familien von Sydow, von Alsleben und von Strehle. Auch die von Penzig verkauften ihm ihren Anteil. Damit wurde er zum prägenden Akteur in einer Stadt, die sich aus der Gewalt der Raubritter lösen wollte.

Er war ein Mann, der wusste: Die Geschichte ist nicht nur das, was war – sie ist das, was wir daraus machen.

Margarethe von Dohna als Braut und Erbin

Ich bin eine von Dohna. Mein Name ist älter als manche Mauern, mein Blut durchzogen von Bündnissen, die einst glänzten und dann in Staub zerfielen. Wir standen zwischen Markgrafen und Königen, wir bauten Burgen und verloren sie, wir waren Burgherren und Vertriebene. Ich trage diese Geschichte wie ein unsichtbares Gewand, dessen Falten die Schatten der Vergangenheit bergen.



Hans von Polenz erkennt das. Als er ihr den Ring überreicht, sieht er nicht nur die Frau, sondern das Haus, das sie mit sich bringt. Die Ehe ist mehr als ein Bund zweier Menschen – sie ist ein Schulterschluss zweier Linien, die beide wissen, wie man überlebt, wenn die Welt sich wandelt.

Ein feiner Reif deckt die Felder um Senftenberg, die Wiesen glänzen im ersten Licht wie silberner Staub. Hans von Polenz tritt aus der Schlosskapelle nach der Messe; der Chorgesang klingt noch in den Gewölben nach. Die Luft trägt den Duft von feuchtem Lehm, frischem Gras und rauchenden Schornsteinen, die wie kleine Signale menschlicher Mühen in den Morgen steigen.

Hans von Polenz verstand, dass Macht nicht im Schwert allein lag, sondern im Aufbau, im Bündnis, im Vertrauen. Er nutzte die Vergangenheit als Fundament – nicht als Fessel. Sein Wirken war geprägt von kluger Verwaltung, von diplomatischer Stärke und von dem Willen, Senftenberg aus dem Schatten in die Ordnung zu führen.

Senftenberg liegt in dieser Zeit zwischen wenig Frieden und vielen Kriegen, zwischen Rechten und Ansprüchen, manchmal der Nieder-, manchmal der Oberlausitz zugerechnet, und diese schwankende Zugehörigkeit nährt das Gemurmel der Nachbarn.

Reflexion über ein Leben im Spannungsfeld von Krieg und Diplomatie

Hans von Polenz war mehr als ein Landvogt – er war ein Mann zwischen zwei Welten: der des Schwertes und der Feder, der Burg und des Ratsstuhls, der Tradition und des aufkeimenden politischen Pragmatismus. Drei Jahrzehnte lang bewegte er sich durch ein zerrissenes Land, in dem Städte brannten, Klöster fielen und Menschen nach Sicherheit hungerten.

Er verstand, dass Macht nicht allein in der Gewalt lag, sondern in der Fähigkeit, sie zu lenken, zu vermitteln, sie sichtbar, aber zugleich unsichtbar wirken zu lassen. Wo andere auf Schlachten setzten, setzte er auf Bündnisse; wo andere auf Drohungen, setzte er auf Beharrlichkeit. Und doch zögerte er nicht, das Schwert zu führen, wenn die Situation es verlangte.

Sein Vermächtnis ist nicht nur in Urkunden, Siegeln oder Mauern zu finden – es lebt in den Stimmen der Städte, in den Straßen, die er verteidigt, in den Menschen, die er leitete, und in der Ordnung, die er inmitten von Chaos und Krieg schuf. Senftenberg, Görlitz, Bautzen – sie tragen sein Echo weiter, nicht als Legende, sondern als greifbare Realität: ein Land, das durch seine Entscheidungen gestärkt wurde, selbst wenn der Preis hoch war.

Hans von Polenz starb, als die Wintersonne die Türme von Senftenberg vergoldete, und mit ihm endete eine Ära der Lausitz. Doch die Strukturen, die er schuf, die Bündnisse, die er knüpfte, und die Menschen, die er führte, bildeten das Fundament für eine Region, die nach den Hussitenkriegen wieder zu Atem kommen konnte.

Hans von Polenz‘ Vermächtnis – Ein Mann zwischen Diplomatie und Verteidigung

Die Winterluft liegt schwer über dem Schloss Senftenberg. Draußen knirscht der Frost unter den Stiefeln der Knechte, drinnen flackert das Licht einer einzelnen Öllampe. Der Raum ist schlicht, aber würdevoll: dunkles Holz, ein geschnitztes Bettgestell, ein kleiner Tisch mit einem silbernen Kelch, darin ein Rest Wein, den Hans von Polenz nicht mehr trinken konnte. Hans liegt auf dem Rücken, die Schultern leicht erhoben, gestützt von Kissen aus grobem Leinen. Sein Atem ist flach, die Augen halb geschlossen. Die Jahre haben sich in seine Gesichtszüge gegraben – Linien von Sorge, von Entscheidung, von Verantwortung. Die Decke über ihm ist mit dem Wappen seiner Familie bestickt: drei silberne Rosen auf rotem Grund. Margarethe sitzt an seiner Seite, die Hände gefaltet, das Gesicht bleich. Sie hat die letzten Stunden kaum gesprochen. Ihre Augen ruhen auf seinem Gesicht, als wollte sie jeden Moment bewahren. Neben ihr steht Niclas von Polenz, der Bruder. Er hält ein Pergament in der Hand – eine Vollmacht, eine letzte Verfügung, die Hans noch mit zitternder Hand unterzeichnet hat.

„Er hat alles gegeben“, sagt Niclas leise. „Für das Land, für die Städte, für uns.“ Margarethe nickt, aber ihre Stimme ist kaum hörbar.

Fiktive Andacht zur Beisetzung von Hans von Polenz, Peter-und-Paul-Kirche, Senftenberg – 17. Januar 1437

> „Wir stehen heute nicht nur an einem Grab. Wir stehen am Ende einer Epoche.“
>
> Hans von Polenz, geboren in jenen Jahren, da die Mark Meißen noch ihre Grenzen suchte, gestorben in einer Zeit, da die Lausitz sich selbst behaupten musste – war mehr als ein Ritter. Er war ein Architekt der Stabilität. Ein Mann, der mit dem Schwert verteidigte, mit dem Siegel verhandelte und mit dem Wort versöhnte.

Er war Marschall, Landvogt, Diplomat. Ein Mann, dessen Rat Fürsten suchten, dessen Bündnisse Städte schützten, dessen Entscheidungen das Land prägten. Er war kein Fürst, kein König – und doch ein Herr über Vertrauen. Er kaufte Senftenberg nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Verantwortung. Er verhandelte mit den Hussiten nicht aus Schwäche, sondern aus Weitsicht. Und als andere noch auf Verstärkung hofften, trat er selbst ins Lager der Feinde – und brachte Frieden.

Heute, da wir ihn unter dem Taufstein dieser Kirche bestatten, erinnern wir uns nicht nur an seine Taten, sondern an seine Haltung. An die stille Kraft, mit der er Mauern errichtete – nicht aus Stein, sondern aus Vertrauen.

Und so sprechen wir zum Schluss die Verse, die ihm gelten:

„Und unverletzt, von keinem Pfeil erreicht,
ist ER ohn' einz'gen Weheruf erbleicht,
ja, wie ein Thurm durch unterird'sche Flammen,
sank er in seiner Harnischpracht zusammen."

Möge sein Name weiterleben – in den Mauern dieser Stadt, in den Erinnerungen ihrer Menschen, und in der Geschichte eines Landes, das er zusammenhielt, als es zu zerfallen drohte.

Sein Leben lehrt: Diplomatie ist kein zartes Spiel, sondern ein Handwerk, das Mut, Klugheit und Geduld verlangt. Verteidigung ist mehr als Krieg – sie ist Verantwortung. Und Erinnerung ist das, was überdauert, wenn Urkunden verbrannt sind, Burgen zerfallen und Schlachten verklungen: die stille Würde eines Mannes, der sein Land über sich selbst stellte.

Senftenberg erinnert: 16.-17. Jahrhundert

Mein innerer Monolog

Die Zeit fließt wie Sand durch meine Finger, und wieder bin ich erwacht – älter nun, ernster, geprüft durch Wandel und Krieg. Meine Mauern stehen fester, doch mein Herz schlägt schwerer. Ich habe gelernt, dass Wohlstand und Leid oft in denselben Straßen wohnen.

Es ist das 16. Jahrhundert, und ich atme tief. Der Handel zieht durch meine Tore, Wagen knarren über das Pflaster, das Marktgeschrei trägt sich weit über den Graben hinweg. Korn, Salz, Tuch – all das geht durch meine Hände. Ich rieche das Harz der Wagenräder, das feuchte Leder, die süße Schwere des Hopfens.

Über meinen Dächern ragen nun Schornsteine, und das Schloss, das mich überblickt, hat sich gewandelt. Hans von Polenz, der Ritter aus alter Zeit, hat seine Spuren hinterlassen – Verträge, Siegel, Zollrechte. Ich erinnere mich an das Rascheln der Pergamente, an die Tinte, die noch feucht glänzte, als man die Urkunde verlas. Die Menschen schreiben Geschichte, und ich bewahre sie.

Doch die Jahrhunderte werden dunkler. Die Reformation zieht durch meine Gassen – nicht laut, nicht mit Schwert, sondern mit Worten, mit Zweifel, mit Glauben. Ich höre sie streiten in den Stuben: Priester gegen Bürger, Bekenntnisse gegen Gewohnheit. Kirchen werden leer, neue Gesänge füllen die Luft. Der Glaube ändert sein Gewand, doch das Herz der Menschen bleibt dasselbe – suchend, zweifelnd, hoffend.

Dann kommt das Jahrhundert des Feuers. Der Dreißigjährige Krieg legt sich über mich wie ein Schatten. Ich rieche Rauch, lange bevor ich die Flammen sehe. Söldner ziehen durch meine Tore, nicht als Gäste, sondern als Heuschrecken. Sie fordern, was ich nicht geben kann – Korn, Geld, Leben. Ich höre das Klirren der Waffen, das Weinen der Kinder, das Schweigen der Männer.

Ich erinnere mich an Wilhelm Dilich. Ein Mann von Maß und Feder, kursächsischer Ingenieur, Geograph und Baumeister. In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges hielt er inne – und zeichnete mich. *Mich, Senftenberg*, und mein Schloss. Seine Hand schuf die älteste bildliche Darstellung meines Antlitzes, das heute noch bekannt ist.

In jenen Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, erschienen im Juli 1925, wird sein Wirken gewürdigt – ausführlich und mit Ehrfurcht. Denn seine Zeichnungen zeigen Städte, wie sie einst waren: unversehrt, wohlhabend, gediegen.

Blick vom Südwesten auf die Stadt Senftenberg im Jahre 1628, Federzeichnung von Wilhelm Dilich.

Vedute- älteste Stadtansicht von Senftenberg, gezeichnet von Wilhelm Dilich 1628

Rekonstruktive Stadtansicht Senftenberg, circa 1630

Doch die Zeit war nicht gnädig. Kaum hatte Dilich seine Stadtbilder vollendet, da fraß der Krieg sich durch das Land. Auch mich hat er nicht verschont.

Im Jahr 1632 lagerte der Obrist von Klitzing mit tausend Pferden und fünfhundert Mann zu Fuß in meinen Mauern.

Sie zogen weiter gen Lützen, zur Entscheidungsschlacht – und ich blieb zurück.

Kurz darauf fiel eine Kerze. Ein Funke nur – und ich stand in Flammen. Fast alles wurde ein Raub des Feuers: mein Rathaus samt Turm, die Wendische und Deutsche Kirche mit ihren Glocken und Uhrwerken, die Malz- und Brauhäuser, selbst meine Waffen – Armbrüste und Kugelbüchsen – verbrannten. Nur sieben kleine Häuslein am Rand blieben verschont.

Dann kamen die Regen. Die Elster trat über ihre Ufer, überflutete mein Amt. Teuerung und Hunger griffen um sich. Und die Kontributionen, die der Krieg forderte, waren hoch.

Ich, die Lausitz, im Pfandbesitz des sächsischen Kurfürsten, wurde von kaiserlichen Scharen heimgesucht – arg und ohne Gnade.

Die Stadt Senftenberg gehörte seit **1635** (Prager Frieden) zum Kurfürstentum Sachsen und blieb bis **1815** unter sächsischer Herrschaft – also rund **180 Jahre**.

Man plündert mein Herz. Häuser brennen, Felder liegen brach. In den Chroniken wird stehen, dass nur ein Teil meiner Bewohner überlebte, dass Hunger und Pest die anderen nahmen. Doch was kein Schreiber festhält, ist das, was blieb – das ungebrochene Atmen meiner Erde. Selbst im Ascheregen keimen Halme. Selbst in der Furcht wächst der Wille, zu bleiben.

Ich sehe, wie Frauen und Männer zurückkehren, wenn der Krieg vorüberzieht. Mit Händen, die wund sind, bauen sie wieder auf. Balken auf Balken, Stein auf Stein. Keine Pracht, keine Zier – nur Notwendigkeit. Doch in dieser Schlichtheit liegt Würde. Ich spüre ihren Trotz, ihr stilles Versprechen: Wir gehen nicht fort.

Das Schloss erhebt sich neu, wehrhaft und schlicht. Seine Mauern tragen Narben, wie ich selbst. Aus der Festung wird Residenz, aus dem Schutz ein Zeichen von Ordnung. Die Herren wechseln – erst die von Polenz, dann die von Löben, später andere, deren Namen verwehen.

Doch ich, Senftenberg, bleibe. Ich trage ihre Geschichten, wie man ein Tuch trägt: einmal stolz, einmal verschlissen.

Am Abend sitze ich – in Gedanken – auf meinen eigenen Mauern. Der Wind weht über die Teiche, und aus dem Moor steigt Dunst, wie einst, als ich jung war. Er legt sich über die Stadt, über die Gräber, über die Dächer. Und ich höre, wie das Leben wieder einzieht. Kinder lachen, Schmiedehämmer schlagen, das Jahr trägt wieder seine Farben.

Ich bin nicht unversehrt, aber ich bin lebendig. Ich habe gelernt, dass Stärke nicht in Stein, sondern in Erinnerung wohnt. Und so bewahre ich, was war: die Not, die Hoffnung, das Aufstehen nach dem Fall.

Wenn der Morgen kommt, werden andere erwachen – Handwerker, Händler, Kinder, die mich kaum kennen. Sie werden durch meine Straßen gehen, ohne zu ahnen, dass ich sie sehe, dass ich sie kenne. Ich bin ihre Stadt. Ihre Mutter. Ihre Geschichte.

Was folgte, war ein Wiederaufbau – doch das Bild hatte sich gewandelt. Die Städte, Dörfer, Schlösser und Burgen, die einst stolz und fest standen, waren nun erobert, niedergebrannt, verwüstet.

Und wenn der Wind über das Land zieht, trägt er meinen Namen mit sich – leise, aber beständig.
Senftenberg.

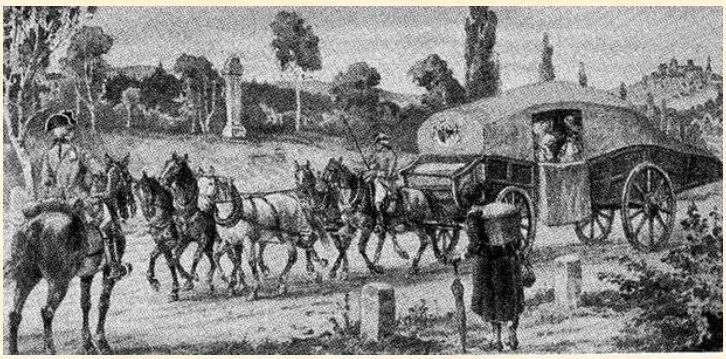
Senftenberg erinnert: das 18. Jahrhundert

Ich, Senftenberg, habe viel erlebt – Jahrhunderte lang war ich Zeugin, schweigend und standhaft.
Doch nun, im 18. Jahrhundert, beginne ich selbst ausführlicher zu erzählen. Nicht mehr nur in Andeutungen, nicht im Nebel der Zeit, sondern in Bildern, Briefen und Erinnerungen, die mir geblieben sind.

Meine Mauern tragen noch den Atem des Mittelalters, doch Neues dringt herein: Ordnung, Handel, Post und Feuerkraft. Ich spüre, dass meine Geschichte dichter wird, genauer, menschlicher. Was früher Sage war, wird nun Bericht – und was einst Gerücht, wird nun Geschichte.

So will ich euch von diesem Jahrhundert erzählen, das mich geprüft, verwandelt und mir eine Stimme gegeben hat.

Ich erinnere mich – an eine Zeit, da das Wort noch reisen musste, mühsam und auf Umwegen.
Im Spätmittelalter war das Verschicken eines Briefes ein Abenteuer. Es gab keine Post, wie ihr sie heute kennt. Wer eine Nachricht senden wollte, musste auf die Wege anderer vertrauen: reisende Kaufleute, wandernde Handwerker, Pilger oder Mönche nahmen Briefe mit, wenn sie zufällig in dieselbe Richtung zogen.



Für Orte wie mich, die nicht an den großen Handelsstraßen lagen, sprangen mitunter ungewöhnliche Boten ein – die Metzger. Ja, wirklich. Sie trugen nicht nur Fleisch, sondern auch Worte. So zog die sogenannte *Metzgerpost* über Land: Vieh und Briefe, Leben und Nachricht, Seite an Seite auf staubigen Wegen.

Erst 1661 brachte Kurfürst Johann Georg I. Ordnung in dieses Durcheinander. Mit einer „Postordnung für Personen- und Briefbeförderung“ wurde das System staatlich geregelt. Von nun an konnte man auf regelmäßige Zustellung hoffen – ein Meilenstein für Handel, Verwaltung und Nähe. Auch ich, Senftenberg, erhielt wohl bald mein eigenes Postkomtoir – ein schlichtes, aber bedeutsames Haus, in dem die Welt ein Stück kleiner wurde. Die ältesten Briefe, die man aus meinen Mauern kennt, stammen aus dem Jahr 1722.

Glas, Wald und Feuerkraft

Wer im 18. Jahrhundert Glas herstellen wollte, brauchte eines im Übermaß: Holz. Nicht nur zum Heizen der Öfen, sondern auch, um daraus Pottasche zu gewinnen – jenes Flussmittel, dass das Quarzsand-Schmelzen erst möglich machte. Bis zu 7,5 Kilogramm Holz für ein einziges Kilogramm Glas – das war der Preis der Transparenz.

Die Lausitz war dafür ein gesegneter Ort: waldreich, rohstoffnah, still. Hier trafen Sand und Wald aufeinander, hier loderten die Feuer der Glashütten, besonders im Raum um Cottbus. Die Wege waren schlecht, die Fuhrwerke klapperten über unbefestigte Trassen – also entstanden die Hütten dort, wo man alles Nötige gleich vorfand. In meinen Wäldern glühte das Glas wie gefangenes Sonnenlicht. Männer mit rußgeschwärzten Gesichtern und Frauen mit rußigen Händen schufen Fenster, Becher und Zierstücke – und gaben der Lausitz jenen Ruf, der sie bis heute begleitet.

Der Alchimist von Senftenberg

Auch sonderbare Gäste zogen durch meine Zeit. Einer von ihnen war Freiherr von Klettenberg, der 1713 mein Amtshauptmann wurde – ein Mann, der sich selbst *Adept* nannte, Alchimist, Goldmacher. Er versprach dem sächsischen Kurfürsten Reichtum, wo nur Rauch und Schwefel waren – und betrog ihn um große Summen. Als man ihn auf der Festung Königstein einsperrte, suchte er den Himmel über den Mauern – kletterte, floh, stürzte. Doch er wurde gefasst. Am 30. März 1720 fiel das Beil. Ich aber erinnere mich an ihn nicht mit Zorn, sondern mit jener stillen Verwunderung, die man für Menschen empfindet, die das Unmögliche wollten.

Oft Feuer über Senftenberg, auch 1717

Feuer war mein alter Feind. Ich habe viele Brände ertragen – 1509, 1512, 1525, 1530, 1641, 1670… und dann das verheerende Jahr 1717.

Es war Spätsommer. Meine Gassen lagen eng und verwinkelt, die Fachwerkhäuser lehnten sich aneinander wie müde Freunde. Eine Kerze hier, ein Herdfeuer dort – und die Nacht war erleuchtet von zaghaften Flammen. Dann fiel ein Tropfen siedenden Branntweins, zischte, lief über das Holz, entzündete Balken. Die Nachtwächter bliesen ins Horn, die Glocken riefen Alarm – und doch war das Feuer schneller als jede Rettung.

Die Hälfte meines zweiten Viertels und fast das ganze dritte Viertel versanken in Schutt und Asche. Nur die Kirchen standen noch – ihre Mauern schwarz, ihre Dächer verloren. Das Rathaus von 1680 brannte aus und wurde noch im selben Jahr schlicht neu errichtet.

Das 1680 neu gebaute Rathaus wird ebenfalls stark beschädigt, dessen Reste im selben Jahr abgetragen und ein kleines schmuckloses Ratsgebäude errichtet. (Zeichnung Rathaus von 1717)

Zwei Jahre später erließ August der Starke eine neue Feuerordnung: eiserne Türen, gesicherte Herde, breitere Gassen. Ich lernte aus der Glut. Und als ich wiederaufgebaut wurde, schworen meine Menschen, dass mir ein solches Feuer nie wieder den Atem nehmen sollte.

Ich schwieg lange – aber ich brannte weiter, im Innern, nach vorn.

Meine Regierung

Ach, fragt ihr, wer mich regierte, bevor die Aktenordner kamen? Ich war gut geführt, keine Sorge. Drei Bürgermeister saßen mir vor – ein sächsisches Modell, das mir gefiel. Mein Rat war klug besetzt, mit Viertelmeistern, Amtspersonen, Ordnungshütern. Und einer, der schrieb: der Gerichtsschreiber, später Syndikus genannt. Kein Ratsherr, aber mein juristisches Gedächtnis. Oft ein Schulmeister – denn Bildung und Verwaltung gingen bei mir stets Hand in Hand.

Der Stadtknecht, mein ruppiger Bote, zog mit der Glocke durch meine Gassen, rief Verordnungen aus, las die Willküren laut. Und wenn die Nacht kam, trat mein Wächter aus dem Rathaus. Ab zehn Uhr begann er seine Runde, pfiff zur vollen Stunde, rief die Zeit – damit niemand vergesse, dass auch die Dunkelheit geordnet sein will.

Auch mein Umland war kein wilder Saum. Die Gutsherren – freie Dynasten – sprachen Recht im Voigtding. Der Voigt urteilte, der Kudar stand ihm bei, und der Villicus – mein Subadvokatus – schlichtete Streit, trieb Steuern ein, hielt Ordnung. Ich war kein loses Gewebe, sondern fest verwoben.

Wandeljahre

1749 ließ ich meine wendische Kirche neu errichten. Schon zwei Jahre später musste sie repariert werden – so ist das mit dem Bau. 1756 bekam ich eine Mädchenschule, neben der deutschen Kirche. 170 Stämme Bauholz wurden geschenkt und herangeschafft – ein Akt der Fürsorge.

Dann kam der Krieg. 1757, im Siebenjährigen, musste ich mich ergeben. Meine Festung – ach, sie war nicht mehr zeitgemäß. Kommandant von Ratzky übergab mich den Preußen. Mein Kriegsmaterial wanderte nach Peitz. Und ich? Ich wurde entfestigt. Prinz Xaver schrieb, mein „festes Haus“ habe aufgehört zu bestehen – aus Angst vor dem Einsturz. Ich wurde bürgerlich. Und das, so sagt man, hat mich geprägt.

1745 Anekdote: verbotene Schwarzfärbung

Die beiden Schwarzfärber im zweiten Viertel hatten einen Streit mit dem Amtshaus: Sie färbten heimlich Uniformstoffe für preußische Soldaten – ohne kurfürstliche Genehmigung. Als man sie erwischte, behaupteten sie, es sei „nur für Theaterkostüme“. Die Strafe: Drei Wochen Zwangsarbeit – beim Färben von Kirchenfahnen [Quelle: Amtsprotokolle Senftenberg, Fall Nr. 38/1745].

- Eine **Schwarzfärberei** in Senftenberg war berüchtigt für ihre „Geheimrezepte“ – angeblich wurde **Eisenoxid mit Urin** vermischt, um besonders tiefes Schwarz zu erzeugen.
- Die Färber galten als „Alchemisten“ der Stadt und wurden teils misstrauisch beäugt.

Apotheke am Markt

1768 trat ein neues Kapitel in mein Leben: Zwischen dem Miersch'schen und dem Kossack'schen Haus wurde eine Apotheke erwähnt. Haus Nr. 83 im zweiten Viertel. Ihre Geschichte? Ein Drama in Akten: Erbschaften, Käufe, Verluste, Neuanfänge. Über ein Jahrhundert lang wechselte sie die Hände – und blieb doch immer mein Ort der Heilung, der Hoffnung, der Geschichten.

Stadtplan von 1751

[wie damals üblich: Süden ist oben]

Ich, Senftenberg, über Land, Maß und Namen

„Ach, meine Felder – sie waren nie nur Erde. Sie waren Existenz. Wer bei mir ein Bauer war, der war ein Hüfner. Ein Vollbauer also, mit einer Hufe Wirtschaftsland – genug, um eine Familie zu ernähren und die Abgaben an die Obrigkeit zu leisten. Die Hufe, das Maß der Selbstständigkeit, war bei mir etwa 30 Morgen groß. Neuzeitlich sagt man: rund 7,5 Hektar.

Die Gärtner – anderswo Kossäten genannt – hatten weniger. Kleinbauern mit schmalem Landstreifen, oft am Rand meiner Dörfer. Und die Häusler? Sie besaßen nur ein Haus oder eine Bude. Keine Landwirtschaft, keinen Acker. Sie lebten von Handwerk, von Dienst – als Knechte, als Mägde. Auch sie waren Teil meines Gefüges.

Und wenn ihr von Maßen sprecht: Die sächsische Elle war mein Maßband. 56,64 Zentimeter lang – und oft der Anfang jeder Rechnung, jedes Bauplans, jedes Kaufs“.

Namen zählen mehr als Münzen

Wer gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei mir ein Haus oder ein Gut erwerben wollte, musste mehr als Geld mitbringen. Er musste einen Namen annehmen – nicht irgendeinen, sondern den des Hofes. So war es bei mir üblich, im Amt Senftenberg und ringsum:

„Derjenige, der ein Haus oder Guth requiriret, muss zugleich denjenigen Namen annehmen, welcher das Guth oder die Nahrung vor langen Zeiten her geführet hat.“

Das hieß: Der Hofname war Identität, er wurde vom Käufer auch als Familienname übernommen. Er blieb über Generationen bestehen, wurde bei Vererbung oder Verkauf übernommen. So konnte die Obrigkeit Steuern und Frondienste eindeutig zuordnen. Besitz war bei mir nicht nur Eigentum – er war Name, Geschichte, Verantwortung.

1787 zeitgenössische Zeichnung Peter und Paul Kirche

1791 Anekdote: Der verschwundene Nachtwächter

In einer stürmischen Oktobernacht des Jahres 1791 blieb das Horn des zweiten Nachtwächters stumm. Kein dreifacher Ton hallte durch die Gassen, kein Glockenschlag zitterte über die Dächer. Der Regen peitschte gegen die Fensterläden, der Wind fuhr durch die engen Straßen wie ein ruheloser Geist. Doch es war nicht das Wetter, das die Bürger aus dem Schlaf riss – es war die Stille. Eine Stille, die nicht zum nächtlichen Rhythmus der Stadt gehörte. Kein Ruf „Hört ihr Leut' und lasst euch sagen…", kein Zeichen, dass jemand über die dunklen Winkel wachte.

Am Morgen, als die Kirchturmuhr zum sechsten Mal schlug, fand man den Nachtwächter – nicht auf seinem Rundgang, sondern schlafend im Beichtstuhl der Kirche St. Peter und Paul. Der schwere Mantel war ihm über das Gesicht gezogen, als wolle er sich vor dem Licht des Tages verbergen. Seine Laterne war erloschen, das Horn lag neben ihm wie ein abgelegtes Versprechen. Niemand wusste, wie er dorthin gelangt war. Manche munkelten, er sei vom Teufel selbst in die Kirche geführt worden, um ihm die letzte Beichte abzunehmen.

Seitdem hieß es in Senftenberg: „Wer die Glocke nicht schlägt, schläft mit dem Teufel." Der Spruch wurde zur Warnung – nicht nur für Nachtwächter, sondern für alle, die ihre Pflicht vernachlässigten. Und noch heute, wenn der Wind im Oktober durch die Stadt fährt, erzählen die Alten von jener Nacht, in der die Ordnung schwieg und die Angst sprach.

Kommentar: Diese Anekdote zeigt eindrücklich, wie zentral die Nachtwächter für die nächtliche Sicherheit und das Vertrauen der Bürger waren. Ihr Versagen – oder ihr Verschwinden – wurde nicht nur als praktisches Problem, sondern als metaphysische Störung empfunden. Die Geschichte erinnert an die fragile Balance zwischen Ordnung und Chaos im städtischen Leben des 18. Jahrhunderts und verleiht dem Beruf des Nachtwächters eine fast rituelle Bedeutung.

Senftenberg erinnert: 19. Jahrhundert

Ein Amt im Wandel

Im Jahre 1801 zählte das Amt Senftenberg – eine Verwaltungseinheit des Kurfürstentums Sachsen – exakt 5.550 Seelen. Diese Zahl, von der Chronik nüchtern vermerkt, birgt doch ein Echo von Leben: von rauchenden Schornsteinen, von Kinderlachen in den Gassen, von Marktgeschrei und dem dumpfen Klang der Hämmer in den Werkstätten. Das Amt war dem Meißnischen Kreis zugeordnet, einem der historischen Verwaltungsbezirke Sachsens,

dass nur wenige Jahre später, 1806, zum Königreich erhoben wurde – ein politischer Wandel, der auch in den Amtsstuben Senftenbergs seine Spuren hinterließ.

Karte um 1800, Kupferstich, [Deutsche Fotothek, SLUB Dresden]

Die Stadt selbst war zu Beginn des 19. Jahrhunderts klar gegliedert. Im Jahr 1812 verzeichnete man 177 Häuser, verteilt auf die vier historischen Stadtviertel. Die Bebauung war gemischt, doch dominierte das zweigeschossige Haus – ein Zeichen bürgerlicher Stabilität und wachsender Selbstbehauptung. Besonders im ersten Viertel, dem baulich stärksten, erhoben sich die Häuser mit stolzer Fassade, während das vierte Viertel, mit seinem höheren Anteil einstöckiger Gebäude, eher bescheiden wirkte – vielleicht ländlicher, vielleicht ärmer, gewiss aber nicht weniger lebendig.

Diese Struktur war mehr als nur städtebauliche Ordnung – sie war Ausdruck sozialer Schichtung, wirtschaftlicher Kraft und historischer Entwicklung. Die Stadtviertel waren keine anonymen Raster, sondern lebendige Mikrokosmen, in denen Nachbarschaft, Beruf und Herkunft ein dichtes Geflecht bildeten.

Die Berufswelt: Spiegel einer Stadt

Ein Blick in die Berufswelt jener Jahre offenbart ein vielstimmiges Bild. Unter den 142 offiziell erfassten Berufstätigen finden sich Handwerker, Händler, Dienstleister – ein Mosaik städtischer Existenz. Die häufigsten Berufe erzählen von den Bedürfnissen des Alltags: 19 Schuhmacher sorgten für das, was auf den Straßen Senftenbergs buchstäblich den Takt angab. 15 Tagelöhner – Männer ohne festen Lohn, oft am Rande der Existenz – zeugen von der sozialen Fragilität jener Zeit. Schneider (10), Leineweber (9) und Ackerleute (ebenfalls 9) bildeten das Rückgrat einer Stadt, die sich zwischen Handwerk und Landwirtschaft bewegte. [Bader und Wundarzt]

Auffällig ist die Vielfalt der spezialisierten Gewerke: Bäcker (8), Kürschner (7), Weißgerber (6), Böttcher und Tischler (je 5) – sie alle prägten das Klangbild der Stadt mit ihren Werkzeugen, ihren Gerüchen, ihren Produkten. Die Werkstätten lagen oft im Erdgeschoss

der Wohnhäuser, ihre Türen offen zur Straße, wo Kunden eintraten, Kinder spielten und das Leben pulsierte.

Auch die weniger zahlreich vertretenen Berufe erzählen Geschichten: Fleischhauer und Kaufleute (je 4), Hufschmiede, Nadler, Nagelschmiede, Strumpfstricker und Töpfer (je 3) – sie alle waren Teil eines fein verzweigten ökonomischen Gefüges. Zwei Lohgerber, zwei Sattler, zwei Schlosser, zwei Schön- und Schwarzfärber, zwei Seifensieder und zwei Zimmergesellen ergänzen das Bild – Berufe, die heute fast verschwunden sind, damals aber unverzichtbar waren.

Und dann sind da die Einzelnen, die Besonderen: ein Apotheker, ein Arzt, ein Brauer, ein Friseur, ein Gastwirt, ein Handelsmann, ein Hutmacher, eine Pfefferküchlerin, ein Platzbäcker, ein Posamentier, ein Rade- und Stellmacher, ein Riemer, ein Tabaksfabrikant, ein Zimmermeister.

Jeder von ihnen ein Unikat, ein kleines Zentrum von Wissen, Können und Erfahrung. Ihre Namen sind nicht überliefert, doch ihre Spuren hallen nach – in Rezepturen, in Häusern, in Geschichten.

So zeigt sich Senftenberg um 1812 als eine Stadt im Übergang: verwurzelt in der spätmittelalterlichen Struktur, doch bereits tastend nach neuen Formen des Wirtschaftens und Lebens. Die Vielfalt der Berufe, die Gliederung der Stadt, die Zahl der Einwohner – all dies verweist auf eine Gemeinschaft, die sich selbst trug, sich selbst versorgte, und doch offen war für Wandel. Ein leiser Auftakt zu jenem Jahrhundert, das noch viele Umbrüche bringen sollte – politisch, wirtschaftlich, sozial. Doch davon erzählen wir ein andermal.

Ein stilles Nest im Übergang

Wenn Wilhelm Ziethe, Enkel des Chronisten Johann Karl Büttner, auf seine Vaterstadt zurückblickte, dann tat er dies mit einem Blick, der von Zärtlichkeit und stillem Staunen geprägt war. „Meine Vaterstadt selbst bestand eigentlich nur aus zwei nebeneinander herlaufenden Gassen“, schrieb er – die Kreuzgasse und die Schlossgasse, die sich am großen, regelmäßig viereckigen Markt vereinten. Was heute als Straßen erscheint, war damals ein bescheidener Verlauf von Wegen, flankiert von einstöckigen und zweistöckigen

Häusern, die sich in ihrer äußeren Erscheinung kaum voneinander abhoben.

Und doch war da Schönheit – nicht in Prunk oder Pracht, sondern in der stillen Poesie des Alltäglichen: Hochstämmige Rosenstöcke rankten sich an den Fassaden empor, Weinstöcke breiteten ihre Reben über die sonnenbeschienenen Mauern aus. Im Sommer duftete es nach Blüten, im Herbst hingen schwere Trauben über den Türen – ein Bild von Anmut und Geborgenheit, das sich dem Wanderer wie ein stilles Versprechen darbot.

Bis zum Jahr 1815 war Senftenberg Teil des sächsischen Kurfürstentums, ein Amt im Meißnischen Kreis, das nicht nur Verwaltungseinheit, sondern auch Zentrum für Abgaben, Frondienste, Rechtsprechung und Heeresfolge war.

Mit dem **Übergang an Preußen** veränderte sich die politische Zugehörigkeit, doch das Wesen der Stadt blieb zunächst unberührt – ein kleines Nest, halb Stadt, halb Dorf, wie Rudolf Lehmann es nannte.

Die großen Ereignisse der Weltgeschichte warfen nur selten ihre Schatten auf die Gassen Senftenbergs. Nachrichten kamen spärlich – vielleicht durch eine Zeitung aus Dresden oder Leipzig, häufiger aber durch den Postillion, durchreisende Händler, durch Schüler und Studenten, die von den sächsischen Universitäten heimkehrten. Auch Fremde, die sich hier niederließen, brachten Neues mit – doch das Leben selbst blieb in seinem Rhythmus verankert, getragen von der Nähe zur Natur und der Beständigkeit des Alltags.

Die Lage der Stadt war von stiller Schönheit. Die Schwarze Elster, in vielen Windungen und Armen, umfloss Schloss und Stadt, schlängelte sich durch Wiesen und Bruchgelände, vorbei an Büschen und Sträuchern, ehe sie sich nach Südwesten wandte. Das Schloss selbst lag wie auf einer Insel, umgeben von Teichen und sumpfigem Gelände – ein Ort, der in seiner Abgeschiedenheit fast märchenhaft wirkte. [Elsterquelle bei Kindisch in Sachsen, Wikipedia]

Im Osten, zwischen der heutigen Dresdener Straße [Steindamm] und der Wolschinka, lag der kleine Amtsteich – auch Maiers Teich genannt –, eine feuchte Niederung, die im Frühjahr und Herbst noch Wasser führte. Nördlich davon, im Haag, verzweigte sich die Elster zu Inseln, die wie grüne Oasen inmitten des Wassers lagen. Westlich und nordwestlich des Alten Friedhofs dehnten sich die Felder der Bürger aus: die Vierteläcker, das Großfeld beim Kreuzchen, die halben Viertel und das Kleinfeld mit seinen sorgsam gepflegten Beeten. Hier arbeiteten die Vorstädter, hier wuchs das Brot der Stadt.

Wer den Blick hob, sah im Norden sanfte Höhenzüge, auf denen Wein- und Obstgärten lagen. Besonders beliebt war das sogenannte „Paradies“ – ein Ort der Muße, an dem der Bürger nach getaner Arbeit saß, auf sein Städtlein im Tal blickte und den Blick schweifen ließ: über die Wälder im Süden, zum Koschenberg, der sich mit seinen 76 Metern über das Gelände erhob, bis hin zu den fernen Bergen der Oberlausitz, die in zartem Blau am Horizont schimmerten. Und vielleicht war es gerade diese sanfte Erhabenheit, die dem Koschenberg seinen mythischen Glanz verlieh – als Ort der Rast, der Aussicht, der kleinen Fluchten aus dem Alltag. Ein Hügel, ja, aber einer mit Würde.

Zwei Hauptwege führten in die Stadt: Von Hoyerswerda, Kamenz oder Königsbrück kam man über die Lüneburger Landstraße, die durch Buchwalde, vorbei an der Amtsmühle und den Schlossteichen, in die Schlossgasse mündete.

Aus Richtung Ruhland, Finsterwalde, Calau oder Cottbus führte der Weg über den Steindamm durch Jüttendorf. Am Eingang zur Kreuzstraße stand noch das Kreuztor, auch Stadttor genannt – ein Relikt vergangener Zeiten. Das Schosstor hingegen war bereits verschwunden, nur in der Erinnerung lebendig.

Das Stadtbild war geprägt von Resten mittelalterlicher Befestigungen. Im Süden und Osten waren Teile des Stadtgrabens erhalten, im Westen und Süden lagen noch Spuren des alten Walles. Wo heute der Stadtkeller steht, befand sich einst das Kommunbrau- und Malzhaus – ein Ort des Brauens und der Begegnung.

Zwischen der Brücke nach Jüttendorf und dem Haus des Tor-Sprengels lagen die Stadtfronfeste, das Hospital und das Schießhaus – Gebäude, die das öffentliche Leben strukturierten und zugleich von der Wehrhaftigkeit und Fürsorge der Stadt zeugten.

Auf dem Markt plätscherten Brunnen, gespeist von einer hölzernen Röhrenleitung, die das Wasser von der Soienza an der Sauoer Grenze heranführte. Ein kleines Wachthäuschen stand dort, Symbol der Ordnung und Kontrolle.

Der Turm der deutschen Kirche trug noch ein schlichtes Satteldach – kein Prunk, sondern Zweckmäßigkeit, wie sie der Zeit entsprach.

Das Rathaus war ein nüchterner Bau, entstanden in armen Zeiten, doch erfüllt vom Geist bürgerlicher Selbstverwaltung. Am Markt standen einige ältere Bürgerhäuser, deren Fassaden Geschichten erzählten, und das Fleischbankgebäude, das den täglichen Bedarf deckte. Am Kirchplatz lagen die wendische Diakonatwohnung, die Knabenschule, die Mägdleinschule, die Collaboraturwohnung und das Pfarrhaus – ein kleines geistliches Zentrum, das Bildung und Seelsorge vereinte.

So war Senftenberg um 1800: ein stilles Nest, eingebettet in eine Landschaft von feinem Reiz. Die Welt mochte sich wandeln, doch hier herrschte eine Ruhe, die heute fast verloren scheint. „Heute ist unser Ort, von dessen Dasein und Lage man früher außerhalb der Lausitz kaum etwas wusste, weitbekannt“, schrieb Lehmann. „Eins freilich hatte das stille Nest vergangener Tage unserer lärmerfüllten Zeit voraus: die feinen, wenn auch schlichten landschaftlichen Reize seiner Umgebung.“ Und vielleicht – so darf man hinzufügen – auch die Kunst, im Kleinen das Große zu sehen.

Feuer über Sedlitz – Das Jahr 1803

Es war ein Sommer, der mit Hitze begann und mit Asche endete. Im Jahre 1803, als die Felder rund um Sedlitz noch in sattem Grün standen und die Scheunen voll Heu und Korn waren, brach das Unheil aus. Ein Funke – vielleicht aus einem Backofen, vielleicht vom Schmiedefeuer – genügte, und binnen Stunden war das Dorf ein Ort der Flammen. 27 Wohnhäuser wurden ein Raub des Feuers, 12 Scheunen stürzten in sich zusammen, ihre Balken glühend, ihre Vorräte vernichtet. Rauch lag über der Niederung, und das Vieh, panisch und verstört, irrte durch die Gassen, während Menschen mit bloßen Händen versuchten zu retten, was nicht zu retten war.

Die Nacht brachte keine Ruhe. Kinder weinten, Alte saßen stumm auf den Trümmern ihrer Häuser, und die Tiere drängten sich in die letzten verbliebenen Ställe. Die Not war groß, das Elend greifbar. Wer kein Dach mehr hatte, fand Zuflucht bei Nachbarn, in Kirchen, unter freiem Himmel. Die Sommerhitze wich einer feuchten Kühle, und der Regen, der Tage später fiel, tropfte auf verkohlte Balken und verbrannte Hoffnungen.

Doch wie ging es weiter nach einem solchen Brand? Die Obrigkeit sandte Boten, die den Schaden aufnahmen, doch Hilfe kam langsam. Geld für den Wiederaufbau wurde teils aus der Kämmereikasse bereitgestellt, teils durch Sonderabgaben der umliegenden Gemeinden. Wer konnte, half – mit Holz, mit Brot, mit einem Platz am Herd. Doch auch die Steuerlast wuchs, denn der Wiederaufbau war teuer, und die Frondienste riefen bald wieder zur Arbeit.

Nicht alle überlebten. Berichte sprechen von Kindern, die im Rauch erstickten, von Alten, die in den Flammen umkamen. Ihre Namen sind vergessen, doch ihr Leid hallt nach. Die Kirche hielt Andachten, und der Pfarrer sprach von Prüfung und Trost. Die Gemeinschaft rückte zusammen, und langsam, Stein um Stein, wuchs Sedlitz wieder – nicht wie zuvor, aber mit neuer Demut und der stillen Hoffnung, dass das Feuer nicht wiederkehre.

Das Nervenfieber – Das Jahr 1806

Drei Jahre später, als die Erinnerung an den Brand noch in den Herzen lebte, kam das nächste Unglück – lautlos, unsichtbar, aber tödlich. Im Jahre 1806 wütete das Nervenfieber in der Amtsgemeinde Senftenberg und in den umliegenden Dörfern. Eingeschleppt von französischen Truppen, die durch das Land zogen, brachte es Fieber, Zittern, Verwirrung – und Tod. Die Krankheit griff rasch um sich, und bald lagen die Betten voll, die Stuben still, die Straßen leer.

Es traf die Schwachen zuerst: Kinder, deren Körper dem Fieber nichts entgegenzusetzen hatten, Greise, deren Kräfte längst verbraucht waren. Auch junge Männer und Frauen, eben noch in den Werkstätten, wurden zu Pflegefällen. Die Ärzte – es gab nur wenige – waren überfordert, und die Heilmittel wirkten kaum. Man sprach von „böser Luft“, von „verderbtem Blut“, doch die Ursache blieb rätselhaft. Die französischen Soldaten zogen weiter, das Fieber blieb.

Die Versorgung der Bevölkerung war ohnehin angespannt. Die Nahrung der Senftenberger kam aus den gewöhnlichen Handwerken, aus der Kämmerei, dem Bierbrauen, dem Feldbau, der Viehzucht, dem Branntwein- und Weinschank. Im Jahr 1806 zählte man rund 90 Meister im Amt Senftenberg – darunter Nadler, Schuhmacher, Loh- und Weißgerber, Strumpfwirker, Handschuhmacher und Leinweber. Sie hielten die Märkte ab, versorgten die Stadt, doch auch unter ihnen forderte das Fieber Opfer.

Die Märkte wurden kleiner, die Nachfrage sank, und wer krank war, konnte nicht arbeiten. Die Kämmerei versuchte, mit Notgeld und Steuererleichterungen gegenzusteuern, doch die Mittel waren begrenzt.

Die Kirche wurde zum Zufluchtsort, nicht nur für Gebete, sondern auch für Pflege und Trost. Frauen organisierten Hilfe, kochten für die Kranken, nähten Tücher, verteilten Kräuter. Die Gemeinschaft trug sich selbst – wie schon nach dem Brand.

Und so ging das Jahr zu Ende: mit weniger Leben, aber mehr Zusammenhalt. Die Senftenberger hatten gelernt, dass das Leben zerbrechlich ist, dass Feuer und Fieber keine Grenzen kennen – und dass Hoffnung, so klein sie auch sein mag, in jedem Haus neu entzündet werden kann.

1815 – Der Tag der Huldigung, das Ende der sächsischen Zeit

Der Sommer des Jahres 1815 war ein Sommer der Entscheidung. Europa hatte Napoleon besiegt, und die Sieger – Russland, Preußen, Österreich und England – saßen in Wien, um die Welt neu zu ordnen. Sachsen, das bis zuletzt an der Seite des französischen Kaisers gestanden hatte, wurde nun als erobertes Land betrachtet – ein Pfand, ein Spielstein im diplomatischen Ringen. Der König von Sachsen, Friedrich August I., hatte sich dem Bündnis mit Napoleon bis zu dessen endgültiger Vertreibung angeschlossen – und bezahlte nun mit Land und Einfluss.

Am 3. August 1815 erreichte diese große Geschichte das kleine Senftenberg. Es war Huldigungstag – ein Tag, der den Wechsel der Landeshoheit besiegelte. Auf dem Marktplatz, zwischen den vertrauten Gassen, wurde der Anbruch des bedeutenden Tages mit Kanonendonner und Böllerschüssen begrüßt. Die Glocken aller Kirchen läuteten eine halbe Stunde lang – nicht nur als Zeichen der Feier, sondern auch als Echo eines Abschieds.

Die Niederlausitz, die seit dem Prager Frieden von 1635 zum sächsischen Kurfürstentum gehört hatte, trat 1815 in die Ordnung Preußens ein. Die Markgrafschaft Niederlausitz wurde aufgelöst, ihr Gebiet der Provinz Brandenburg zugeordnet und dem neuen Regierungsbezirk Frankfurt/Oder unterstellt. Ein Schlussstrich unter jahrhundertelange Eigenständigkeit – formell, nüchtern, unumkehrbar. Die Stadt Senftenberg gehörte seit 1635 zum Kurfürstentum Sachsen und blieb bis 1815 unter sächsischer Herrschaft – also rund 180 Jahre.

Zwischen Rat und Amt – Verwaltung im Wandel

Bis zu diesem Jahr hatte neben dem Rat der Stadt Senftenberg auch das Amt Senftenberg als gesonderte Behörde bestanden – eine Doppelstruktur, die Verwaltung und Gerichtsbarkeit voneinander trennte. Mit dem Übergang zu Preußen begann eine Neuordnung. Aus dem Jahr 1815 datiert erstmals ein „Repertorium über die in dem Ratsarchiv bei der Stadt Senftenberg befindlichen Akten“. Ältere Inventare sind bislang nicht gefunden worden – ein Zeichen dafür, wie sehr die neue Ordnung auch die Dokumentation und Archivierung veränderte. Erst 1842 entstand ein neues Repertorium – ein weiteres Indiz für die langsame, aber gründliche Umgestaltung der städtischen Verwaltung.

Auch die Postgeschichte nahm in diesem Jahr eine neue Wendung. Das bestehende sächsische Postkomtoir wurde in eine preußische Postexpedition umgewandelt, die bis 1850 dem Postamt Hoyerswerda unterstand. Bereits um 1815 wird eine Posthalterei erwähnt – ein Zeichen für die wachsende Bedeutung Senftenbergs als Verkehrsknotenpunkt. Ein neunsitziger Postwagen kam jeden Montag und Donnerstag durch die Stadt, auf dem Kurs zwischen Torgau und Cottbus. Die Welt rückte näher – auf Rädern, mit Briefen, mit Nachrichten.

Senftenberg wird Poststadt – aber nicht Verwaltungssitz

Im frühen 19. Jahrhundert war Senftenberg bereits deutlich größer und lebendiger als die benachbarte Kreisstadt Calau. Die Einwohnerzahl – Erwachsene, Jugendliche und Kinder – war fast fünfmal so hoch wie in Calau, das vor allem als Beamtenstadt galt.

Es gab Bestrebungen, den Sitz der Kreisverwaltung von Calau nach Senftenberg zu verlegen – doch diese Pläne scheiterten. Trotz seiner Größe, seiner wirtschaftlichen Kraft und seiner zentralen Lage blieb Senftenberg zunächst ohne zentrale Verwaltungsfunktion. Die Gründe lagen wohl in politischen Rücksichten, in bestehenden Strukturen – und vielleicht auch in der Beharrlichkeit der Calauer Beamten.

Doch Senftenberg fand seinen eigenen Weg. Zwischen 1816 und 1825 wurde ein Postwärteramt mit Pferdewechselstation eingerichtet, unterstellt dem Postamt Hoyerswerda. Ab dem 18. Oktober 1825 wandelte man es in eine preußische Postexpedition um – ein Zeichen für die wachsende Bedeutung im regionalen Postwesen. Ab dem 1. Januar 1850 erhielt Senftenberg durch eine Reform im preußischen Postwesen eine Postexpedition 2. Klasse mit eigener Posthalterei, direkt unterstellt der Oberpostdirektion Frankfurt/Oder. Die Stadt wurde zur Drehscheibe für Nachrichten, für Bewegung, für Verbindung – auch wenn sie keine Verwaltungsspitze trug.

Die neue Ordnung – und die alten Dörfer

Mit dem Übergang zu Preußen wurde auch die territoriale Ordnung neu gefasst. Der Kreis Calau wurde durch 85 Orte aus den umliegenden Kreisen vergrößert. Zum Amt Calau kamen 1815/16 das alte sächsische Amt Senftenberg mit der Stadt Senftenberg und eine Vielzahl von Dörfern: Brieske, Buchwalde, Bückgen, Dörrwalde, Friedrichsthal, Hörlitz, Jüttendorf, Klettwitz, Groß Koschen, Klein Koschen, Kostebrau, Lauta, Lieske, Meuro, Naundorf bei Ruhland, Großräschen, Klein Räbchen, Rauno, Reppist, Rosendorf, Saalhausen, Särchen, Sauo, Schmogrow, Sedlitz, Skado, Thamm, Woschkow, Zschipkau, Zschornegosda. Ein Netz von Orten, das sich nun unter preußischer Verwaltung neu sortieren musste – mit neuen Regeln, neuen Beamten, neuen Wegen.

Ein stiller Übergang – mit lautem Echo

Der Wechsel von Sachsen zu Preußen war kein Umsturz, sondern ein Übergang. Die Menschen blieben dieselben, die Häuser standen weiter, die Felder wurden bestellt. Doch die Zugehörigkeit hatte sich verändert – und mit ihr die Perspektive. Die Glocken, die am 3. August 1815 läuteten, klangen wie ein Abschied und ein Anfang zugleich. Die Kanonen auf dem Marktplatz verkündeten nicht nur die neue Ordnung, sondern auch die Hoffnung, dass diese Ordnung Frieden bringen möge.

Und vielleicht war es gerade Senftenbergs stille Größe, seine wirtschaftliche Kraft, seine Lage am Wasser und an den Wegen, die es zu einem Ort machten, der auch unter Preußen seinen Platz fand – nicht als Zentrum der Macht, aber als Herz einer Region, die sich neu zu orientieren begann. Die Geschichte hatte sich gewendet – und Senftenberg ging mit ihr, Schritt für Schritt, Glockenschlag für Glockenschlag.

Georg Liebusch – Der stille Geist der Kanzel und Chronik

Als das Archidiakonat in Senftenberg 1815 vakant wurde, trat Georg Liebusch auf den Plan – ein Mann mit theologischer Tiefe und sprachlicher Sensibilität. Die wendische Mundart, die in Senftenberg gesprochen wurde, war ihm zunächst fremd, doch er eignete sie sich rasch und mit Hingabe an. Seine Fähigkeit, sich in die kulturellen Eigenheiten seiner Gemeinde einzufühlen, machte ihn zu einem geschätzten Vermittler zwischen Kanzel und Alltag.

1816 heiratete er Charlotte Ernestine, Tochter des Oberpfarrers Hänisch aus Reschwitz bei Bautzen – eine Verbindung, die nicht nur familiär, sondern auch geistlich verwurzelt war. Zwei Pfarrhäuser, zwei Lausitzer Linien, vereint in einem neuen Kapitel.

Als 1818 der bisherige Oberpfarrer Schmidt verstarb, wurde Liebusch dessen Nachfolger. Superintendent Fritsche, später Professor der Theologie in Halle, führte ihn feierlich in sein Amt ein. Von da an war Liebusch nicht nur Seelsorger, sondern auch Forscher – ein Mann, der in Mußestunden die Geschichte der Stadt und des Amtes Senftenberg durchdrang, mit ruhiger Feder und klarem Blick.

Johann Karl Büttner – Der „Amerikaner“ und Herausgeber

Ganz anders war Johann Karl Büttner, der sich selbst als „emeritierter Amts-Chirurgus“ bezeichnete und angeblich ein Alter von 95 Jahren erreichte – ein Wert, für den es keinen Nachweis gibt. Im Volksmund nannte man ihn den „Amerikaner“ – vielleicht wegen seiner Exzentrik oder seiner selbstverfassten Biografie, vielleicht wegen Geschichten, die mehr Rauch als Feuer enthielten.

Büttner war ein schillernder Charakter, doch als Chronist mit Vorsicht zu genießen. Seine „Chronik“ schöpft auffällig oft aus den Arbeiten anderer – allen voran Georg Liebusch, aber auch Worbs und Johann Kittel, der bereits 1681 die „Annales Senfftenbergenses“ verfasste. Büttner selbst schreibt, Liebusch sei von ihm „veranlasst“ worden, sich mit den Volksstämmen und Ereignissen der Region zu beschäftigen. Tatsächlich war es Liebusch, der die Archive durchforstete, der Quellen sichtete, der Inhalte strukturierte – während Büttner drängte, verlegte und sich mit fremden Federn schmückte.

Zwischen 1825 und 1836 erschienen drei Teile der Chronik: der erste bis 1539, der zweite bis 1835, und ein Anhang mit Schlagzeilen, der eher Sammelmappe als Geschichtswerk war. Die Recherchearbeit stammte größtenteils von Liebusch, doch in den gedruckten Ausgaben wird sein Name kaum erwähnt. Ein stiller Gelehrter, dessen Arbeit von einem lauteren Herausgeber vereinnahmt wurde – und dessen geistiger Beitrag bis heute unter der Oberfläche schlummert.

So standen sie nebeneinander: der eine auf der Kanzel, der andere am Schreibtisch; der eine mit leiser Hingabe, der andere mit lautem Anspruch. Und doch war es das Zusammenspiel beider, das Senftenbergs Geschichte in Worte fasste – wenn auch nicht immer gerecht verteilt.

Rückkehr zur Niederlausitz – Das Jahr 1816

Im Jahr 1816 wurde vollzogen, was der Wiener Kongress bereits besiegelt hatte: Das alte sächsisch-meißnische Amt Senftenberg – mitsamt der Stadt und einer Vielzahl umliegender Dörfer – wurde nun auch formell dem Amt Calau und der preußischen Provinz Brandenburg zugeordnet.

Die Quellenlage deutet darauf hin, dass die Region im 15. Jahrhundert mehrfach den Landesherren wechselte und zwischen **Meißen**, **Böhmen** und **Niederlausitz** aufgeteilt war. Damit kehrte Senftenberg **nach mehreren Jahrhunderten wieder in die Verwaltungseinheit der Niederlausitz zurück**, aus der es im 15. Jahrhundert herausgelöst worden war. [Das immer wieder genannte Datum der Herauslösung 1446 sollte nur verwendet werden, wenn es durch Quellen eindeutig belegt ist- was zur Jahreszeit von 367 Jahren führt, die immer wieder kolportiert wird].

Es war eine stille Heimkehr – keine triumphale Rückführung, sondern eine verwaltungstechnische Neuordnung, die dennoch eine historische Tiefe hatte.

Die Dörfer, die nun gemeinsam mit Senftenberg unter preußischer Verwaltung standen, bildeten ein dichtes Netz: Brieske, Buchwalde, Bückgen, Dörrwalde, Friedrichsthal, Hörlitz, Jüttendorf, Klettwitz, Groß und Klein Koschen, Kostebrau, Lauta, Lieske, Meuro, Naundorf bei Ruhland, Groß- und Klein-Räschen, Rauno, Reppist, Rosendorf, Saalhausen, Särchen, Sauo, Schmogrow, Sedlitz, Skado, Thamm, Woschkow, Zschipkau und Zschornegosda. Jeder dieser Orte trug seine eigene Geschichte, seine eigenen Dialekte, seine eigenen Bräuche – und doch waren sie nun Teil eines gemeinsamen Verwaltungsraums, der sich neu sortieren musste.

Wandel der Sprache – Das Verschwinden des Wendischen

Senftenberg selbst zählte im Jahr 1818 genau 178 Häuser mit insgesamt 819 Einwohnern. Die Stadt war gewachsen, aber noch überschaubar – ein Ort, in dem man sich kannte, in dem Nachbarschaft mehr war als ein Wort. Über das gesamte 16. und 17. Jahrhundert hinweg war das Wendische die vorherrschende Sprache im Amt Senftenberg gewesen. Es wurde in den Kirchen gepredigt, auf den Märkten gesprochen, in den Stuben erzählt. Doch um 1818 war das Wendische in der Stadt fast verschwunden. Die deutsche Sprache hatte sich durchgesetzt – nicht durch Verbot, sondern durch Wandel.

Die jüngeren Generationen lernten Deutsch in der Schule, sprachen es im Handel, hörten es in der Verwaltung. Das Wendische lebte noch in den Dörfern, in Liedern, in Flüchen, in Gebeten – aber in der Stadt war es nur noch ein Echo.

Zwischen Flachs und Feuer – Wendisches Leben in der Senftenberger Niederung

Es war ein Leben, das sich nicht in Akten niederschlug. Kein Ratsprotokoll, kein Kirchenbuch vermag das zu fassen, was die wendische Bevölkerung rund um Senftenberg über Jahrhunderte hinweg lebte, sprach, trug und glaubte. Und doch war es da – in den Dörfern, in den Feldern, in den Liedern, die am Abend unter den Strohdächern erklangen.

Die Sprache war Wendisch, kein Dialekt des Sorbischen, wie mancher meint, eher eine alternative Bezeichnung für Sorbisch, weich und rund, mit Worten, die nach Erde und Wasser klangen. Bis ins 17. Jahrhundert war sie die Stimme des Alltags, des Marktes, der Stube. In der Stadt Senftenberg selbst verstummte sie um 1818 fast vollständig – verdrängt durch das Deutsche, das aus Verwaltung, Schule und Predigt kam. Doch in den umliegenden Dörfern lebte sie weiter, getragen von Frauen, die sie ihren Kindern vorsangen, von Männern, die sie beim Pflügen sprachen, von Alten, die sie in Gebeten flüsterten.

Die Arbeit war schlicht, aber rhythmisch: Flachs wurde angebaut, geerntet, geröstet, gebrochen, gehechelt, gesponnen. Aus ihm entstanden die Stoffe für Hemden und Röcke, für Schürzen und Tücher. Die Tracht war kein Festgewand, sondern Alltag – aus grobem Leinen, mit dunklen Röcken, weißen Blusen, einfachen Hauben. Keine Stickerei, kein Goldfaden, sondern Zweck und Würde. Die Festtagstracht, wenn sie denn getragen wurde, war aufwendiger – mit bis zu hundert Stecknadeln fixiert, mit Falten, die Geschichten trugen. Doch davon gibt es kaum Bilder, kaum Zeugnisse. Der Senftenberger

Raum wurde nie musealisiert, nie touristisch erschlossen. Was blieb, sind Erinnerungen – und die Stille der Archive

Feste wie „Zapust“ – die wendische Fastnacht – waren Höhepunkte des Jahres. Es wurde getanzt, gesungen, gelacht. Die Mädchen trugen bunte Bänder, die Jungen zogen mit Masken durch die Gassen. Es war ein Fest der Gemeinschaft, der Sprache, der Identität. Auch das Erntefest „Kokot“ war ein Ritual – mit einem Hahnenkampf, mit Liedern, mit Speisen, die aus dem eigenen Boden kamen. Diese Feste waren nicht nur Brauch, sondern Widerstand – gegen das Vergessen, gegen die Vereinheitlichung.

Wendisches Leben in der Senftenberger Niederung

Am Rand der Niederung – Mutter und Tochter

Die Sonne stand tief über den Wiesen, als Marja den Flachsbund auf ihre Schulter hob. Ihre Hände waren rau, die Finger vom Hecheln gerötet, doch ihr Blick war ruhig. Neben ihr ging ihre Tochter Lina, barfuß, mit einem Korb voll Leinenfäden, die sie am Morgen gesponnen hatte. Der Weg führte sie durch das feuchte Gras, vorbei an den letzten Blüten des Sommers, hin zum kleinen Haus, das aus Lehm und Holz gebaut war, mit einem Strohdach, das sich im Wind leicht hob.

„Dźěćatko moje,“ sagte Marja leise, „du musst morgen mit zur Mühle. Der alte Juro braucht Hilfe beim Mahlen.“ Lina nickte. Sie verstand Wendisch, sprach es aber nur noch mit der Mutter. In der Schule war Deutsch Pflicht, und auf dem Markt sprach man es ohnehin. Doch hier, zwischen den Feldern, war die alte Sprache noch lebendig – wie ein Lied, das nur bei bestimmten Lichtverhältnissen zu hören war.

Im Haus roch es nach Suppe und Rauch. Die Großmutter saß am Webstuhl, die Katze schlief auf dem Fensterbrett. Marja legte den Flachs auf die Bank, strich über die Fasern, als wären es Haare. „Wenn du heiratest,“ sagte sie, „bekommst du ein Hemd aus diesem Garn. So wie ich es von meiner Mutter bekam.“ Lina lächelte, aber ihr Blick ging zum Fenster – hinaus, dorthin, wo die Welt größer war als das Dorf.

Am Abend, als die Hühner längst im Stall waren und die Elster in dunklen Schleifen um das Dorf zog, saßen Mutter und Tochter auf der Bank vor dem Haus. Marja flocht ein Band in Linas Haar – rot und blau, wie es die Mädchen in Sauo trugen. „Du bist mein letzter Sommer,“ sagte sie leise. „Die Sprache, die Arbeit, das Lied – alles geht mit dir weiter, oder es geht verloren.“

Lina schwieg. Dann begann sie, ein Lied zu summen – eines, das sie von der Großmutter kannte, mit Worten, die sie nicht ganz verstand. Marja hörte zu, und für einen Moment war alles still: die Felder, das Haus, die Geschichte. Nur das Lied war da – wie ein Faden, der sich durch die Zeit spannte.

Doch das 19. Jahrhundert brachte Wandel. Die Gutsseparation, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, die Einführung der Geldrente – all das veränderte das Leben tiefgreifend. Die Felder wurden neu vermessen, die Dienste in Münzen gezählt, die Sprache in den Dörfern leiser. Die wendische Kultur wurde nicht verboten, aber sie wurde

übersehen. Kein Beamter fragte nach ihr, kein Lehrer unterrichtete sie, kein Maler hielt sie fest.

Und so blieb sie – ein leiser Strom unter der Oberfläche. Wer heute durch Brieske, Hörlitz oder Sedlitz geht, sieht kaum noch Spuren. Doch wer lauscht, wer fragt, wer sich Zeit nimmt, der findet sie: in alten Liedern, in Flurnamen, in den Erzählungen der Ältesten.

Das wendische Leben war nie laut, nie prunkvoll – aber es war da. Und es verdient, erinnert zu werden.

Gespräch mit Frau Senftenberg – Ein innerer Monolog

Der Stoff kratzt ein wenig am Hals, aber das gehört so. Die weiße Haube sitzt fest, die Nadeln halten, wie sie es immer getan haben. Ich habe sie selbst gesteckt, wie Großmutter es mir gezeigt hat – mit ruhiger Hand, mit Geduld. Die Schürze ist frisch gestärkt, das Kleid dunkel, schlicht. Ich trage es nicht für die Leute.

Ich trage es für dich, Frau Senftenberg.

Du stehst nicht mehr auf dem Markt, nicht mehr am Brunnen, nicht mehr zwischen den Gassen. Aber ich spüre dich, wenn ich gehe. Wenn meine Schritte über das Pflaster klopfen, wenn der Wind die Rosenstöcke an den alten Mauern bewegt, wenn die Elster sich in ihren Armen um das Schloss legt – dann sprichst du.

„Kind," sagst du, „du trägst mich. Nicht auf dem Rücken, nicht im Herzen – sondern im Stoff, in der Sprache, im Blick." Ich lächle. Ich weiß, was du meinst. Ich spreche das Wendische nicht mehr flüssig, aber ich verstehe es. Ich habe es gehört, in Liedern, in Flüchen, in den leisen Gesprächen der Alten. Es ist wie ein Fluss, der unter der Erde weiterfließt – nicht sichtbar, aber da.

„Sie haben mich oft vergessen," sagst du. „Sie haben mich vermessen, verwaltet, verlegt. Sie haben Mauern gebaut, Straßen gezogen, Namen geändert. Aber du – du hast mich aufgehoben." Ich senke den Blick. Es ist kein Verdienst. Es ist ein Bedürfnis. Ich kann nicht anders.

Die Tracht ist kein Kostüm. Sie ist Erinnerung. Sie ist Alltag, der nicht ins Museum wollte. Ich trage sie, weil ich weiß, dass sie sonst niemand mehr trägt. Vielleicht sehen sie mich an, vielleicht lächeln sie, vielleicht fragen sie: „Warum so altmodisch?" Aber irgendwann – irgendwann kommt einer, der sagt: „Toll, dass das einer aufgehoben hat."

Ich gehe weiter. Der Korb ist leicht, der Tag ist still. Und du, Frau Senftenberg, gehst mit mir. Nicht als Denkmal, nicht als Chronik – sondern als Stimme. Leise, aber klar.

Die Gutsseparation – Neuordnung des Landes

Mit dem Jahr 1818 begann ein Prozess, der die Landschaft und die Besitzverhältnisse grundlegend veränderte: die Gutsseparation. Bis dahin waren die Felder und Grundstücke der Erbbesitzer oft verstreut – ein Acker hier, ein Beet dort, ein Wiesenstück am anderen Ende des Dorfes. Diese Zersplitterung war nicht nur unpraktisch, sondern auch ein Relikt aus Zeiten der Erbuntertänigkeit, als die Bauern dem Lehnsherrn Hand- und Spanndienste leisten mussten und Naturalabgaben entrichteten.

Nun aber wandelte sich das System. Die Erbuntertänigkeit wurde aufgehoben, und die alten Dienste wurden in Geldrenten umgewandelt. Der Staat griff ordnend ein: Die verstreuten Parzellen wurden zu geschlossenen, zusammenhängenden Flächen zusammengelegt. Jeder Besitzer erhielt ein klar abgegrenztes Stück Land – nicht mehr als Lehen, sondern als Eigentum. Es war ein Schritt in die Moderne, ein Bruch mit feudalen Strukturen, ein Aufbruch in eine neue Form des Wirtschaftens.

Die Gutsseparation dauerte bis 1846 – fast drei Jahrzehnte, in denen Vermessungen vorgenommen, Karten gezeichnet, Besitzverhältnisse geklärt wurden. Es war ein stiller, aber tiefgreifender Wandel, der die Grundlage für die landwirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts legte.

Die Felder wurden effizienter bewirtschaftet, die Wege kürzer, die Erträge planbarer. Und mit dem Land wandelte sich auch das Selbstverständnis der Menschen: Aus Untertanen wurden Bürger, aus Lehnspflichtigen wurden Eigentümer.

So war Senftenberg um 1816–1818: eine Stadt im Übergang, ein Landstrich im Wandel. Die Rückkehr zur Niederlausitz, das Verschwinden des Wendischen, die Neuordnung des Bodens – all das geschah nicht in einem großen Moment, sondern in vielen kleinen Schritten. Doch wer genau hinsieht, erkennt: Es war eine Zeit, in der sich die Fundamente verschoben – leise, aber unumkehrbar.

Ausgedingehaus aus Sedlitz, 1819 vom Erbträger Adam Schmidt erbaut. Drempelaufbau und Verputz von 1896, sogenannter Holzschrotbau.

(Ausgedingehaus wird ein auf einer Hofstätte errichtetes kleineres Gebäude bezeichnet, das für die Altbauern (Altenteiler) errichtet wurde. Die Übergabe des Hofes wird durch einen Vertrag geregelt, der als Ausgedinge, in Bayern als „Austrag“ bezeichnet wird, da der bisherige Besitzer aus den Büchern „ausgetragen“ wird.

Das Schützenhaus – Senftenbergs verborgene Bühne

Seit 1821 ist das Schützenhaus als Veranstaltungsort belegt – eine der ältesten Stätten geselliger Zusammenkunft in Senftenberg. Camillo Ehregott Zschille hielt es um 1890 zeichnerisch fest, doch meist zeigt man nur das Vorderhaus. Der eigentliche Festsaal, ein großer Saalbau im Hintergrund, bleibt oft unerwähnt – dabei war er das Herz des Hauses.

Die Geschichte des Hauses ist wechselvoll: Ab 1822 verpachtet, 1843 vom Kunsttischler Dahme gekauft, 1896 vom Brauer Hans Hänig übernommen. Hänig bewirtschaftete es bis zu seinem tragischen Suizid 1906; die Familie führte den Betrieb dennoch weiter. Der

Brand von 1945 bleibt rätselhaft – vermutlich ausgelöst durch Kriegswirren oder Brandschatzung.

Das Schützenhaus war mehr als Gaststätte: Mit Garten, Musikpavillon, Festsaal und Schießbahn wurde es zum kulturellen Mittelpunkt. Stadtfeste, Pfingstschießen und Turnparaden zogen Jung und Alt an.

Die Schützengilde, einst nur eine Kompanie, trug Uniformen mit Waffenrock und Tannenzweigen am Hut. Um 1800 teilte sie sich in grüne und blaue Garde, später in zwei Kompanien: Schützen (grün) und Grenadiere (blau). Ihre Fahnen – zunächst vier, später sechs – waren Zeichen von Stolz und Tradition.

Heute ist das Schützenhaus verschwunden – doch seine Geschichte bleibt ein Echo jener Zeiten, in denen Senftenberg feierte, marschierte und sich versammelte. Ein Ort, der mehr war als ein Gebäude: eine Bühne für das städtische Leben.

1823 – Die Kirche von Sedlitz: Aus Händen gebaut, aus Herzen getragen

Es war ein Wintermorgen, als die ersten Bäume fielen – hinter dem „toten Mann“, auf der Kaupe. Die Gemeinde Sedlitz war versammelt, nicht in Andacht, sondern in Arbeit. Männer, Frauen, Kinder – alle griffen zu. Die stärksten Klötzer wurden ohne Hebe aufgeladen, das Holz knirschte, die Luft war klar. Es war der Anfang eines Bauwerks, das mehr war als Stein und Balken: eine Kirche, geboren aus dem Willen der Menschen.

Die Nachbardörfer halfen mit. Klein-Räschen schenkte 15 Stämme Holz, Bückgen brachte zwölf mit eigenem Gespann. Lieske fuhr Ziegel aus Görick, Rauno lieferte eigenes Holz, Dörrwalde gab Steine und einen Thaler. 6.200 Mauersteine kamen aus Wormlage, Kalk wurde für 1 Thaler 18 Groschen pro Tonne beschafft. Jeder Beitrag war ein Versprechen: Diese Kirche gehört uns allen.

Die Handwerker kamen auf Akkord – und auf Handschlag. Der Zimmermeister Christian Heinrich nahm den Bau für 350 Thaler an und gab zur Besiegelung eine halbe Tonne Bier. Der Maurermeister Bammbusch versprach für 330 Thaler seine Arbeit und reichte drei Kannen Branntwein dazu. So wurde verhandelt, gefeiert, gebaut.

Am 3. Mai 1823 war die Gemeinde einig – und bald stand das Gotteshaus. Ein verputzter Saalbau im Stil des Bauernbarocks, mit Dreiachtelschluss, abgewalmtem Satteldach und einem Westturm, der sich mit Schweifhaube und Wetterfahne über das Dorf erhob. Innen eine Hufeisenempore mit Bibelsprüchen, ein Kanzelaltar mit polygonalem Korb, flankiert von Säulen. Die heilige Barbara, Schutzpatronin der Bergleute, blickt bis heute auf die Gemeinde – ein Zeichen der Verbindung von Glaube und Arbeit unter Tage.

Die Kirche war ursprünglich eine Filiale von Senftenberg. Bis 1865 wurde hier sorbisch gepredigt – obwohl der sorbische Bevölkerungsanteil auch zwanzig Jahre später noch bei 96 % lag. Die Einstellung der sorbischen Gottesdienste war ein stiller Schnitt – kein Verbot, aber ein Verlust. Und doch: In einem Brief an den preußischen König, mit der Bitte

um Glocken, nennt sich die Gemeinde selbstbewusst „wendisch“. Die Glocken kamen nicht vom König – sondern aus eigener Kraft.

Am 10. November 1823 wurde auch die Genehmigung für einen Begräbnisplatz erteilt. Die wüste Stelle sollte planiert, der Friedhof noch vor Wintereinbruch angelegt werden. Die Kirche stand nun nicht nur für das Leben – sondern auch für das würdige Abschiednehmen.

Später kamen weitere Spuren hinzu: Gestühl und Uhr aus der abgebaggerten Sornoer Kirche, eine sandsteinerne Taufe von 1914, ein Messing-Kronleuchter als stilles Prunkstück. 1923 wurde renoviert, Jugendstilelemente hielten Einzug. 1984 verputzt, 1985 ein Gemeindehaus errichtet.

Was bleibt? Ein Gotteshaus, das aus Gemeinschaft entstand. Eine Geschichte, die nicht vergessen werden darf. Und ein stiller Stolz, der auch die Heutigen tragen darf – denn wer solche Vorfahren hatte, darf aufrecht gehen.

Ein Hügel, ein Goldglanz – und Stimmen aus der Tiefe Senftenberger Geschichte, Szene: Koschenberg und Marie Kläuschen

Der Koschenberg – ein Rücken aus Sand und Zeit, erhoben zwischen Wald und Wasser, wo die Lausitz ihr Gedächtnis in die Erde senkt. Im Jahr 1829, als die Welt noch in Pferdekutschen klapperte und die Dörfer vom Rhythmus der Jahreszeiten lebten, öffnete sich dort ein Fenster in die Vergangenheit.

Zwei goldene Stimmen wurden geborgen: • Eine Kette aus acht Fingerringen – wie ein Kreis aus Bündnissen, vielleicht getragen von einer Frau, deren Name längst verweht ist. • Ein Gürtelblech oder Diadem – mit Sternenblumen gepunzt, als hätte jemand den Himmel auf Metall gebannt.

Die Originale sind verschwunden, wie so vieles, was der Geschichte entrinnt. Doch ihre Schatten leben weiter – als Nachbildungen im Archiv von „Schloss und Festung Senftenberg“, wo das Gold nun schweigt, aber nicht vergessen ist.

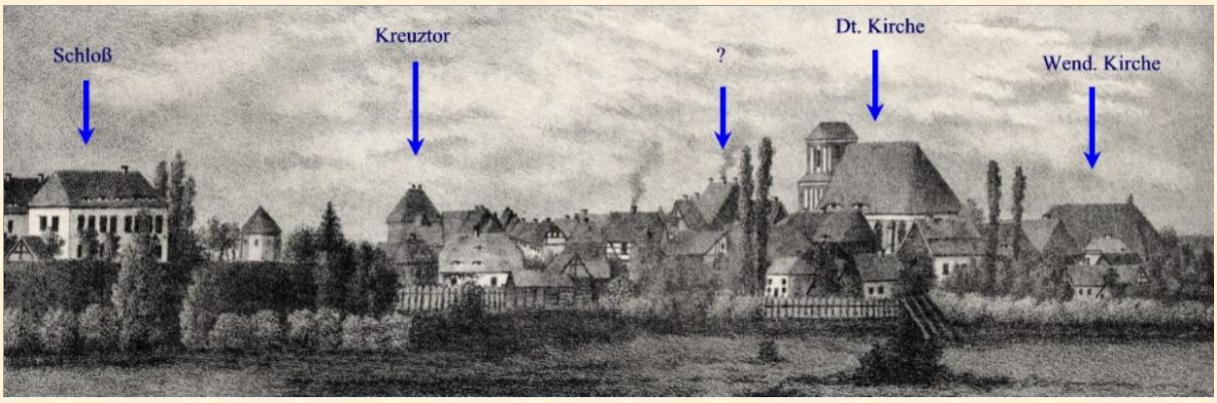
Marie Kläuschen – Die Stimme aus dem Volk, Jahr 1888. Die Lausitz dampft unter Sommerregen, und in Großkoschen keimt eine Entdeckung – nicht durch Gelehrte, sondern durch eine junge Frau: Marie Kläuschen, Tochter eines Gastwirts, mit wachem Blick und dem Mut, zu sprechen.

Sie berichtet dem Physikus Dr. Siehe von: • Urnengräbern, die wie stumme Versammlungen im Sand liegen • Einem Hügelgräberfeld – vielleicht ein Ort der Ahnen, der Rituale • Bemalten Urnen – Gefäße, die Geschichten tragen, Muster wie Stimmen

Es gab keine Grabungsteams, keine Protokolle. Nur Hände, Neugier und das Staunen. Etwa 150 Gefäße wurden geborgen – von Bauarbeitern, von Laien, von jenen, die den Boden nicht nur als Fundament, sondern als Gedächtnis begriffen. Sie brachten sie ins Museum Senftenberg – ein stiller Akt der Bewahrung.

1837: Vermutlich ist diese Stadtansicht die erste seit der Vedute von Dilich 1628. Damalige Zeitzeugen haben sie als authentisch beschrieben.

Matthias Gleisner schreibt dazu: „Immerhin sehen wir auf dem Panorama aus südöstlicher Richtung ein Senftenberg, wie es sich zum Anfang des 19. Jahrhunderts darstellte.



Da das Kreuztor (Abriss 1848) erkennbar ist, und sich sogar der östliche Flügel des Schlosses noch zweistöckig darstellt, kann damit der späteste Zeitpunkt der Situation auf 1837 fixiert werden. Natürlich nur, sofern die Zeichnung in sich konsistent ist. Leider fehlen bezüglich des Kunstwerkes sämtliche Hintergrundinformationen […]“ [Ansicht 1837, unbekannter Künstler. Foto M. Gleisner, gruss-aus-senftenberg.de]

Willi Kurz und Hans Lange schreiben dazu: Im Jahre 1837 trug man den linken Flügel des Gebäudes (Schloss) ab, weil er wegen Baufälligkeit einzustürzen drohte. Einige Zeit später verschwand auch der lange gewölbte Torgang durch den Wall. [Kurz und Lange Chronik SFB 1976]

Ein Land der Mühlen – Technik im Takt der Elemente Wasserkraft, Wind und Fließe

Vor gut 150 Jahren war der Kreis Calau ein summendes Herz aus Holz, Stein und Bewegung – ein Zentrum der Mühlentechnik, wo Natur und Handwerk ineinandergriffen wie Zahnräder im Mahlwerk der Zeit.

• 89 Wassermühlen – verborgen in Tälern, an Flussläufen, in Dörfern, die heute kaum mehr Namen tragen • 64 Windmühlen – auf Höhenrücken gestellt, wo der Wind wie ein unsichtbarer Müller arbeitete • 40 davon allein im Raum Senftenberg – ein dichtes Netz aus Mahlwerken, das Korn zu Brot, Holz zu Brettern, Bewegung zu Wohlstand verwandelte

Die Wassermühlen – Kraft aus der Elster

Entlang der Schwarzen Elster, ihrer Nebenarme und dem Raunoer Bach lagen 30 Wassermühlen – wie Perlen auf einer Kette aus Strömung und Technik. Sie mahlten Getreide, sägten Holz, pressten Öle – und verbanden die Dörfer mit dem Rhythmus des Wassers.

Jede Mühle war ein kleines Universum: Ein Wehr, ein Mühlgraben, ein Rad, das sich drehte – und ein Müller, der das Rauschen verstand wie andere den Wind.

Die Windmühlen – Silhouetten auf den Höhen

Wo das Wasser fehlte, trat der Wind in den Dienst der Menschen. Auf den Weinbergen und ihren Ausläufern standen neun Windmühlen – hölzerne Riesen mit drehenden Armen, die sich gegen den Himmel spannten.

Sie prägten das Landschaftsbild – Landmarken für Wanderer, Zeichen für das Auge, Gedächtnis für die Region. Wenn der Wind auffrischte, begannen sie zu singen – ein Lied aus Technik, Wetter und Geduld.

Die Fließe – Senftenbergs vergessene Wasseradern

In grauer Vorzeit war Senftenberg durchzogen von einem Netz aus Fließen – lebendige Wasseradern, die die Stadt atmen ließen:

• Hauptgraben • Stadtgraben • Benediktinergraben • Storchenelster • Wolschinka

Sie waren mehr als Kanäle – sie waren Wege, Lebensadern, Geschichten. Auf ihnen kamen die Bauern aus 17 Dörfern mit ihren Booten: • Obst und Gemüse für den Markt • Getreide für eine der 50 Mühlen im Amt Senftenberg – darunter die ältesten, deren Fundamente noch heute im Boden ruhen

Vom Zunftzwang zur Freiheit – 1845 Ein Land lernt das Gewerbe neu

Die Niederlausitz – ein Land aus Werkstätten, Backstuben und Schmieden, wo das Handwerk einst in Zünften ruhte wie Korn im Speicher. Doch die Welt begann sich zu drehen, schneller, freier, lauter. Und mit ihr die Regeln.

Obwohl die Gewerbefreiheit schon 1810 verkündet wurde, blieb sie hier ein ferner Ruf – übertönt von den Generalinnungsartikeln von 1780, die wie eiserne Ringe das wirtschaftliche Leben umschlossen: • Zunftzwang – wer nicht Mitglied war, durfte nicht arbeiten • Bannmeile – ein städtischer Schutzkreis, der Konkurrenz fernhielt • Die Wanderpflicht – einst Ritual und Bürde zugleich – wurde abgeschafft

Es war ein leiser Beginn, ein Aufbrechen der alten Mauern. Die Werkstätten begannen zu atmen. Am 17. Januar 1845 wurde die allgemeine Gewerbeordnung eingeführt – ein Gesetz wie ein Hammerschlag gegen die Zunftherrlichkeit. Von nun an galt: • Jeder durfte ein Gewerbe betreiben – ohne Zunftzwang • Die Zünfte blieben bestehen, doch der Beitritt war freiwillig. Ein neues Kapitel begann – mit Freiheit, Konkurrenz, Bewegung. Doch nicht alles Alte verschwand.

Die Bäckerinnung Senftenberg – Ein Erbe bleibt

Im Jahr 1930 feierte die Bäckerinnung Senftenberg ihr 325-jähriges Bestehen – ein stolzes Zeichen dafür, dass Tradition nicht an Gesetze gebunden ist, sondern an Menschen, an Rituale, an das tägliche Brot.

Die Zunft war nicht mehr Pflicht – aber sie blieb Heimat.

Senftenberg anno 1850 – Landschaft, Landwirtschaft und Lebensart

Mitten im weiten Niederungstal der Schwarzen Elster, nahe der Grenze zum schlesischen Regierungsbezirk Liegnitz, lag Senftenberg – eine Stadt, die sich im Jahr 1850 mit Selbstbewusstsein im Landbuch von Brandenburg präsentierte. Ihre Feldmark war ausgedehnt und fruchtbar, ein Mosaik aus Äckern, Wiesen, Gärten und Forst, das nicht nur von den Bürgern der Stadt, sondern auch von den Bewohnern der benachbarten Dörfer Jüttendorf und Thamm bestellt wurde. Diese beiden Orte besaßen keine eigenen Feldmarken, doch sie waren eng mit Senftenberg verbunden – wirtschaftlich wie seelsorgerisch.

Der Boden galt als ergiebig, und die Felder wurden in Koppelwirtschaft vor allem für den Getreideanbau genutzt. Die Wiesen entlang der Elster waren zwar reich, doch litten sie unter den regelmäßigen Überschwemmungen des Flusses – ein Segen und ein Risiko zugleich. Die wenigen Gärten dienten dem Hausbedarf, vor allem für Küchenkräuter und Gemüse.

Der Weinbau, einst ambitioniert, war von mäßiger Qualität und wich zunehmend dem Obstbau. Dennoch verliehen die Weinberge der Umgebung ein freundliches Gepräge, das durch die Stadt selbst noch übertroffen wurde: Die Hauptstraße glich einer Rosenallee, denn vor fast jedem Haus standen hochstämmige Rosen – ein prachtvoller Anblick zur Blütezeit, der Besucher wie Einheimische gleichermaßen erfreute. [Bild shutterstock.com 1713192571]

Auch der städtische Forst war ein stolzes Kapitel: Kiefern bestimmten das Bild, meist in mittlerem Alter, teils in Schonung. Der Viehbestand war beachtlich, wenn auch nicht veredelt – Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine bildeten das Rückgrat der bäuerlichen Versorgung. In der Elster wurde gefischt, vermutlich mit Reusen und Netzen, doch die Nutzung von Lehm, Kies und Torf blieb bescheiden – die Stadt lebte mehr von der Fruchtbarkeit ihrer Böden als von ihren Bodenschätzen.

Architektonisch zeigte sich Senftenberg um 1850 als Stadt im Übergang: Massivbauten, Fachwerkhäuser und vereinzelt noch Holzwände standen nebeneinander – ein Spiegelbild von Tradition und beginnender Modernisierung.

Drei Kirchen prägten das geistliche Leben: Die deutsche Hauptkirche, ein gewölbter Bau im gotischen Stil, war das Zentrum der deutschsprachigen Gemeinde. Die wendische Kirche, massiv und 1749 errichtet, wurde im Volksmund als „geistiger Schafstall“ bezeichnet – ein Ausdruck liebevoller Ironie. Sie war das Herz der sorbischen Bevölkerung. Die dritte Kirche, die Gottesackerkirche, war ein Fachwerkbau aus dem Jahr 1688, errichtet als Ersatz für ein Gotteshaus, das im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden war. Hier wurde noch wendisch gepredigt, vor allem für die Landbevölkerung.

Drei Geistliche – Pastor, Archidiakonus und Diakonus – sorgten für die Seelsorge. Die Stadtpfarrei reichte weit über die Stadtgrenzen hinaus: Zahlreiche Dörfer und Mühlen

waren eingepfarrt, darunter Brieske, Hörlitz, Klein Koschen, Rauno, Zschipkau und viele mehr. Diese enge Verbindung zwischen Stadt und Umland zeigte sich nicht nur in der Kirche, sondern auch in der wirtschaftlichen Organisation.

Die Gesundheitsversorgung war klein, aber funktional: Ein Arzt, ein Wundarzt, zwei Hebammen und ein Apotheker standen der Bevölkerung zur Seite. Ein kommunales Krankenhaus ergänzte das Netz. Die Wasserversorgung erfolgte über vier Hauptpumpen und eine Röhrleitung mit mehreren Auslässen – ein Zeichen technischer Umsicht.

Wirtschaftlich lebte Senftenberg vom Ackerbau und den bürgerlichen Hantierungen – Handwerk und Gewerbe gingen oft Hand in Hand mit kleinbäuerlicher Selbstversorgung. Der Wochenmarkt war ein fester Bestandteil des städtischen Lebens. Einige Handwerker besuchten Jahrmärkte in der Umgebung, während Kaufleute zu den großen Messen nach Frankfurt und Leipzig reisten. Zwar wurde die Stadt nicht von großen Heerstraßen berührt, doch ein Steindamm führte durch die Elsteraue nach Buchwalde – ein Zeichen für die Bedeutung lokaler Infrastruktur.

Die Stadt besaß mehrere Holzungen, darunter den Bürgerbusch, die Gobiza und den Laugk – letzterer war sumpfig, das Gras dort nur per Kahn zu holen. Zwei Burglehen lagen innerhalb der Stadt, eines davon seit anderthalb Jahrtausenden unbebaut – ein stilles Zeugnis vergangener Zeiten.

Das Schloss Senftenberg war Sitz des königlichen Rentamtes. Es umfasste eine stattliche Wassermühle mit sieben Mahlgängen und einem Schneidgang sowie eine Windmühle. Zur Amtsfreiheit gehörten ein Lehngut mit zwei Wohnhäusern und ein Stück Gartenland auf der ehemaligen Schlossvorheit. Der Polizeibezirk Schloss Senftenberg war klein, aber funktional: mit Gefängnis, Schmiede, Schankwirtschaft, Weberei und einigen Wohnhäusern.

So präsentierte sich Senftenberg um die Mitte des 19. Jahrhunderts: als Stadt mit Geschichte, mit Stolz auf ihre Ordnung, ihre Fruchtbarkeit und ihre geistige Vielfalt. Eine Stadt, die wusste, woher sie kam – und die sich ihrer Rolle im Gefüge von Land und Krone bewusst war.

Senftenberg erinnert:

Es war die Mitte des 19. Jahrhunderts Neue Riesen nahen – Die Erde öffnet sich- Die frühen Grubenfelder der Niederlausitz

Vor anderthalb Jahrhunderten begann sich die Erde zu öffnen. Nicht durch Naturgewalt, sondern durch Menschenhand – tastend, forschend, grabend. Es war der Beginn einer neuen Zeit: der systematische Abbau von Braunkohle in der Niederlausitz.

Germersdorf 1847 – Der erste Schnitt

Im Grubenfeld bei Germersdorf wurde 1847 der erste Schacht unter Tage getrieben – mit Holzgestellen, Muskelkraft und Hoffnung. Die Kohle diente dem nahen Ziegel- und Kalkwerk, doch ihre Bedeutung reichte weiter: Sie war der erste Trittstein auf dem Weg zur Großförderung.

Sorau 1854 – Der Schritt in die Weite

Sieben Jahre später folgte der Kreis Sorau. Hier wurde in flachen Stollen und kleinen Tagebauen gearbeitet – mühselig, oft vergeblich. Die Kohleflöze waren ungleichmäßig, das Wasser drängte, und viele Schächte blieben Episode. Doch auch das war Teil des Lernens.

Die vergessenen Gruben – Versuche im Schatten

Schon vor 1847 gab es Versuche – kleine Hügelgruben, kaum mehr als Löcher im Sand. Sie scheiterten an Tiefe, Wasser und fehlenden Wegen. Viele tauchen nur kurz in den Akten auf – wie Sternschnuppen im Archiv der Erde.

Technik und Grenze

Ohne Dampfmaschinen, ohne Pumpen aus Stahl war der Abbau ein Kampf gegen das Wasser. Die Kosten für Schächte und Stollen standen oft in keinem Verhältnis zum Ertrag. Erst mit dem Ausbau der Eisenbahn ab 1860 wurde aus Mühe Wirtschaft.

Konsolidierung und Aufbruch

Ab den 1870er Jahren formierte sich der Bergbau neu: Wenige, gut ausgestattete Gruben übernahmen das Feld. Dampfmaschinen, später Elektropumpen und Bagger, machten aus Tiefe Tagesförderung. Die frühen Gruben – Germersdorf, Sorau, die Vergessenen – wurden zu Lehrstücken. **Ihr Erbe: das Fundament für die Großförderung, die kommen sollte.**

1848 – Senftenberg im politischen Aufbruch

Das Revolutionsjahr erreichte auch Senftenberg: • Zwei Lager formierten sich – Freiheitsfreunde um Mellin und Hedemann, Reaktionäre um Richter Kerstens • Am 23. April entstand eine Bürgerwehr mit 200 Mann – bald zerfallen, zu straff geführt • Plakate zur Frankfurter Nationalversammlung prägten das Stadtbild – Senftenberg wurde Teil der neuen politischen Öffentlichkeit.

Ich war das Kreuztor- Senftenberg erzählt von seiner Amputation

Ich erinnere mich. An das Tor, das einst zwischen Sprengel und Reck stand – mein Kreuztor. Ein steinerner Schwellenhüter, durch den Händler, Pilger, Fuhrwerke und Geschichten zogen. Ich war eng an dieser Stelle, ja – ein Nadelöhr auf der großen Lüneburger Landstraße, die mich durchquerte wie eine Lebensader. Doch ich war stolz. Denn durch mich floss die Welt.

Im 18. Jahrhundert war ich noch ganz Tor und ganz Stadt zugleich. Die Kreuzstraße, die Schlossstraße – sie waren nicht bloß Wege, sie waren mein Puls. Und das Kreuztor war mein Herzschlag.

Dann kam das Jahr 1842. Man sprach von Umbau, von Gefängniszellen, von Wohnungen für Wärter. Andere wollten mich ganz verlieren – für freie Sicht, für freie Fahrt. Ich hörte ihre Stimmen, die Ratsprotokolle, das Abwägen zwischen Geschichte und Zweck.

Und dann, im Dezember 1847, kam der Wagen. Ein Wollfuhrwerk, schwer beladen, blieb in meiner Enge stecken. **Ein Zwischenfall, sagen sie. Ein Vorwand, flüstere ich**. Denn bald darauf erklärten sie mich zum Hindernis. Ein Kutscher beschwerte sich bei der Provinzialregierung – und ich war verloren.

Im Winter 1847/48 fiel ich. Nicht durch Krieg, nicht durch Feuer – sondern durch Beschluss. Ich wurde abgetragen, Stein für Stein. Und mit mir verschwand ein Stück meiner selbst.

Die Menschen protestierten. Sie wussten, was sie verloren. Doch der Fortschritt war lauter.

Ich war nicht das erste Opfer. Schon 1642, im Dreißigjährigen Krieg, hatte man mein Schlosstor geopfert – für ein freies Schussfeld. Auch damals half kein Flehen. Auch damals ging ein Stück Identität verloren.

Und doch – ich vergesse nicht. 1992, bei Straßenarbeiten, stießen Arbeiter auf meine Mauerreste. Ein Echo. Heute erinnert eine Tafel im Pflaster an mich – leise, aber da. Ich bin nicht mehr sichtbar. Aber ich bin nicht verschwunden.

Ich bin Senftenberg. Und ich erinnere mich.

[Um 1900 griff ein unbekannter Zeichner zur Feder, als er das längst verschwundene Kreuztor rekonstruieren wollte – seine Vorlage: eine historische Zeichnung aus dem Jahr 1628 von Dilich. Dieses Werk gilt bis heute als die einzige zeitgenössische Darstellung des Bauwerks]

Ich war eine Straße aus Wasser- Senftenberg erzählt von der Kreischaussee

Es war 1852, als man begann, mich zu formen – die unbefestigte Straße nördlich des Marktes, ein rauer Weg zwischen Feldern und Gärten. Man nannte mich zunächst Kreischaussee, später – als die Eisenbahn kam – Bahnhofstraße und Calauer Chaussee. Doch ich war mehr als Pflaster und Schotter. Ich war Wasser.

Zu meiner Rechten und Linken lagen tiefe Gräben – keine Abgrenzung, sondern Adern. Die Häuser, wenige und verstreut, erreichte man nur über kleine gewölbte Steinbrücken. Und auf meinen Wassergräben glitten Kähne – beladen mit Heu, mit Feldfrüchten, mit dem Rhythmus der Jahreszeiten. Bauern und Gärtner kamen aus dem Umland, brachten Leben in die Stadt. Vor der Wendischen Kirche lag ein kleiner Hafen – ein stiller Ort, wo die Boote anlegten, wo Handel und Begegnung geschahen.

Ich war eine Straße, ja – aber ich war auch ein Fließ. Ich war Verbindung, Versorgung, Bewegung.

Dann kam der Bergbau. Er senkte den Wasserstand, ließ meine Adern versiegen. Um 1899 schüttete man die Gräben zu – ich wurde erhöht, verbreitert, geglättet. Vor einzelnen Häusern entstanden Vorgärten – gepflegt, geordnet, trocken.

Ich wurde zur Straße, ganz und gar. Aber ich erinnere mich. An das Glucksen der Kähne. An die Brücken aus Stein. An das Leben auf dem Wasser.

Ich bin Senftenberg. Und ich war einmal eine Straße aus Wasser.

Gedachte Rekonstruktion des kleinen Hafens vor der Wendischen Kirche um 1850 (aus dieser Zeit gibt es keine Abbildung)

Senftenberg erzählt von der Schwarzen Elster

Mitten im 19. Jahrhundert, als die Maschinen langsam auch meine Felder erreichten, begann ein gewaltiger Schnitt durch mein Land. Die Schwarze Elster – einst ein mäanderndes Wesen mit zahllosen Armen, mit Fließen, mit Leben – wurde kanalisiert und eingedeicht.

Bei Brieske leitete ein Mann namens Winterlich die Arbeiten. 125 Arbeiter standen unter seiner Führung – mit Schaufel, Spaten und wenig mehr als Muskelkraft. Sie hoben ein neues Bett aus, errichteten Dämme, schnitten mir die Adern ab. Zwischen 1852 und 1862 wurde ich auf 90 Kilometern umgestaltet – ein Mammutprojekt, das meine Landschaft veränderte und die Lebensweise meiner Menschen gleich mit.

Brücken, Kähne und neue Wege

Vor dem Umbau war Biehlen von Brieske nur zu Fuß erreichbar – über sieben Brücken, die meine vielen Arme überspannten. Der Fahrweg führte über Niemtsch oder Naundorf. Fast jeder Landwirt besaß einen Kahn – sie glitten durch mein wasserreiches Gelände wie Gedanken durch Erinnerung.

Dann kam der Wolschinkagraben – ein Entwässerungsgraben, geboren aus Not und Planung. Auf seinem Aushub entstand ein neuer Weg nach Biehlen. Ich wurde trockener. Ich wurde stiller.

Feuer, Ziegel und Scheunen

Brieske war kurz zuvor abgebrannt. Beim Wiederaufbau deckte man die Häuser mit Ziegeln – das Stroh war zu gefährlich geworden. Die Scheunen mussten weichen – weiter hinaus, an den neu angelegten Scheunenweg.

Viele waren gebrauchte Balkenscheunen, aufgekauft, abgetragen, neu errichtet. Aber sie blieben oft halb leer. Denn die trockengelegten Sandfelder brachten nur magere Ernten. Und die einst fruchtbaren Wiesen – nun jährlich überschwemmt – trugen nur noch saure Gräser, die kaum Futterwert hatten.

Der Beginn des Braunkohlebergbaus auf der Raunoer Hochebene

Wie ein fossiler Schatz die Landschaft veränderte

Nach 1860 begann zwischen Senftenberg und Großräschen ein tiefgreifender Wandel: Die Raunoer Hochebene, reich an Oberflöz-Kohle mit bis zu 20 Metern Mächtigkeit, wurde zum Zentrum des systematischen Braunkohleabbaus. Der fossile Rohstoff – rund acht Millionen Jahre alt – lag vielerorts so nah an der Oberfläche, dass erste Förderschächte direkt an Hängen und Bruchrändern niedergebracht wurden.

Die Arbeit war hart und einfach: • Tiefbau mit Hacke, Schaufel und Muskelkraft • 1864: Anmeldung der Grube *Victoria I* bei Kleinräschen – offizieller Startpunkt des regionalen Bergbaus

Holzmangel als Treiber

Ein entscheidender Auslöser war der akute Holzmangel auf der Hochebene. Die Suche nach einem Ersatzbrennstoff führte zur Braunkohle – lokal verfügbar, kostengünstig und energiereich. Was als Notlösung begann, wurde zur Grundlage für industrielle Expansion.

Chemie, Briketts und Kapital

• 1871 siedelte sich *Kunheim & Co.* aus Berlin in Bückgen an – mit einer Oxalsäurefabrik, die auf die Kohle der Grube *Ilse* angewiesen war • 1879 folgte eine Brikettfabrik • 1888 entstand die *Ilse-Bergbau-Actiengesellschaft (I.B.A.)* – ein Meilenstein der Industrialisierung in der Region

Strukturwandel und Verlust

Der Bergbau wuchs schnell: • Zahlreiche kleine Tiefbaugruben entstanden • Ab 1958 übernahm der Tagebau *Meuro* das Gebiet – bis 1999 aktiv • Ganze Orte verschwanden: *Sauo, Rauno, Reppist* und *Bückgen* wurden vollständig abgebaggert und umgesiedelt

Was als technischer Fortschritt begann, wurde zum Strukturbruch. Die Landschaft wandelte sich – von bäuerlicher Hochebene zur industriellen Förderzone. Und mit ihr verschwanden Dörfer, Wege, Erinnerungen.

Ich war eine Stadt aus zwei Sprachen- Senftenberg erinnert sich an das sorbische Leben im 19. Jahrhundert

Im Jahr 1864 war ich noch zweistimmig. Meine Straßen klangen deutsch und sorbisch zugleich. Ich war ein Zentrum der sorbischen Kultur – nicht nur in den Kirchen, sondern in den Küchen, auf den Märkten, in den Liedern der Dienstmädchen.

Drei Geistliche predigten in Sorbisch: Oberpfarrer Libuša, aus Sora bei Großpostwitz – ein Mann mit warmer Stimme, der 1867 verstummte. Erzdiakon Kózlik, aus Geierswalde – berufen 1835, ein Leben lang Brückenbauer zwischen den Welten. Und Diakon Šimjenc,

ein Deutscher aus Drebkau, der meine Sprache lernte wie ein Liebeslied – und sie bis 1865 weitergab.

Ich zählte damals rund 2.100 Einwohner. 60 sorbische Familienväter lebten in mir, und etwa 250 Dienstmädchen, die meine Treppen kehrten, meine Kinder hüteten, meine Sprache trugen. Auch Polen und Tschechen kamen – in die Gruben, in die Fabriken, in meine Kirche.

Senftenberg hat 1867 259 Häuser mit insgesamt 1638 Einwohnern.

Meine Vororte – Stimmen im Dialekt der Erde

Neusorge und Jüttendorf – fast ganz sorbisch. Nur ein Zehntel sprach deutsch. Die Kinder lernten Sorbisch von den Müttern, nicht aus Büchern, sondern aus dem Alltag.

Weinberge war anders – von Deutschen gegründet, nur ein Fünftel sorbisch. Aber auch dort klang meine alte Sprache, wenn die Türen sich schlossen.

Buchwalde – 290 Menschen in 44 Gehöften. Fast alle Sorben. Die Kinder wuchsen zweisprachig auf, doch niemand konnte Sorbisch schreiben. Das Lesen fiel schwer – aber das Erinnern nicht.

Kleinkoschen – zweimal verbrannt, zweimal neu gebaut. Ein rein sorbisches Dorf mit wohlhabenden Bauern. Die Wettigmühle rauschte wie ein Gedicht.

Brieske – am Elsterfluss gelegen, mit eigener Schule. Pfarrer Kózlik sagte: „Sie sprechen alle Sorbisch." Ich glaube ihm.

Hörlitz – nach dem Brand von 1849 mit Ziegeln neu errichtet. 250 Menschen, alle sorbisch – vom Kind bis zum Greis.

Rauno – nur noch ein Viertel sorbisch. Ein Zehntel sprach die Sprache aktiv. Unterricht gab es nie.

Sedlitz – mein Trachtendorf

416 Menschen lebten dort im Jahr 1875. Die Männer trugen längst moderne Kleidung. Aber die Frauen – sie hielten meine Kultur wie ein Tuch in der Hand:

• Kurze wollene Röcke – *warfroki*, selbst gewebt • Weiße Strümpfe mit blauen Zwickeln • Kleine Spitzenkäppchen – *kušawki* • Schwarze Barthauben zu Hochzeiten • Schwarze Pelze im Winter, bestickte Hemdärmel im Sommer • Eine Trauertracht – ganz in Schwarz, wie ein Lied ohne Refrain

Doch 1865 verstummte die sorbische Sprache in der Kirche von Sedlitz. Ein Zeichen. Ein Schnitt. Ein Beginn des Endes.

[Tracht um Senftenberg, Foto 1941, Lothar Bahlke]

Ich bin Senftenberg. Ich erinnere mich an Reppist

Reppist – Vom Weinberg zur Kohlegrube

Ich erinnere mich an Reppist. Ein Lausitzer Dorf, still und sonnenverwöhnt, mit Weinbergen im Norden – Reben, die sich an die Hänge schmiegten, als wollten sie nicht loslassen. Die Menschen lebten von der Erde, vom Obst, vom Korn. Dann kam der Bergbau.

Wie alle Gemeinden meines Rentamts wurde auch Reppist vollständig erfasst. Die Felder wurden zu Gruben, die Hänge zu Halden. Die Landschaft wandelte sich – von bäuerlich zu industriell, von leise zu laut.

Die ersten Werke – Der Anfang der Tiefe

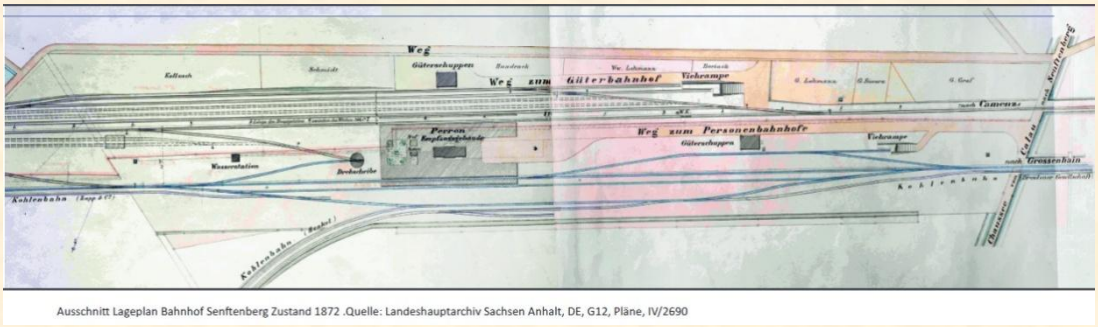
1869 gründete Hermann Henckel, ein Berliner Bankdirektor, die „Henkels Werke“. Sie waren unter den ersten Braunkohlenunternehmen der Niederlausitz – mit Gruben und später einer Brikettfabrik bei Reppist. Ein neues Kapitel begann.

1871 folgte die „Grube Marie“ – zunächst unter Hermann Zapps aus Frankfurt (Oder), später im Besitz von Arthur Friedländer aus Senftenberg. Die Grube wurde mehrfach verpachtet – unter anderem an *Gruhl & Co.*, die als Wegbereiter der Brikettierung galten.

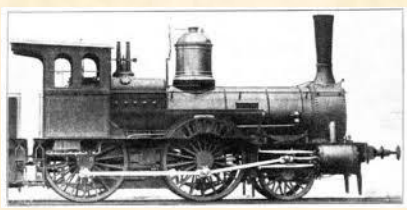
Ebenfalls 1871 entstand das Werk *Gruhl & Co.* mit der *Mariengrube*. Dort wurden technische Innovationen entwickelt – etwa der Dampftellertrockner, der später sogar im Rheinischen Revier Anwendung fand.

Ich bin Senftenberg. Ich habe Reppist gesehen – als Dorf, als Grube, als Geschichte. Und ich erinnere mich.

Senftenberg wird Bahnstation – Juli 1870



Ausschnitt Lageplan Bahnhof Senftenberg Zustand 1872 .Quelle: Landeshauptarchiv Sachsen Anhalt, DE, G12, Pläne, IV/2690



Am 1. Juli 1870 hielt zum ersten Mal ein Zug in Senftenberg. Die Lokomotive „Straußberg“, festlich geschmückt, rollte auf das neu angelegte Gleis – ein Moment, der die Stadt unwiderruflich mit dem Streckennetz der Deutschen Eisenbahnen verband. Vorausgegangen war die Konzession durch den preußischen Minister im Februar 1867, gefolgt vom eingleisigen Bau ab 1868. Der Vorsitzende der Streckenkommission, Dr. Zachariae von Lingenthal, hatte mit Weitblick

gehandelt: Der Bahnhof wurde großzügig angelegt, weit über das Maß vergleichbarer Orte hinaus.

Mit der Eröffnung der Strecke Großenhain–Cottbus begann für Senftenberg ein neues Kapitel. Die Stadt wurde zur Bahnstation – und damit zum Knotenpunkt einer sich rasant entwickelnden Region. Die Niederlausitzer Braunkohlenindustrie, die 1845 kaum mehr als 50 Tonnen Kohle im Kreis Calau förderte, explodierte förmlich: 46.631 Tonnen im Jahr der Bahneröffnung, fast zwei Millionen Tonnen nur zwanzig Jahre später. Die Eisenbahn war nicht nur Transportmittel, sondern Motor des Wandels.

So wurde aus dem ersten Halt im Sommer 1870 ein Meilenstein – nicht nur für den Verkehr, sondern für die Identität Senftenbergs. Die Stadt trat ein in das Zeitalter der Geschwindigkeit, der Industrie und der Verbindung. Und sie tat es mit Stolz.

Das ursprüngliche Bahnhofsgelände lag östlich der Stadt, doch schon bald reichte es nicht mehr aus. Ein neues Bahnhofsgebäude wurde geplant – näher am Zentrum, gegenüber dem Hotel Baranius. Grundstücke von Pache und Pusch wurden erworben, eine Untertunnelung der Gleise beschlossen. Der große Umbau begann 1914, kam jedoch durch den Krieg ins Stocken. Erst 1919 wurde weitergebaut, und am 8. April 1923 konnte das neue Bahnhofsgebäude, entworfen von Regierungsbaurat Freise, übergeben werden.

Der Beginn der Tiefe – Senftenberg und der Aufbruch in die Braunkohlemoderne

Im Jahr 1870, während in Senftenberg die erste Lokomotive am neu eröffneten Bahnhof hielt, begann nur wenige Kilometer westlich ein anderer, nicht minder folgenreicher Aufbruch: Im Ortsteil Senftenberg 2 – später auch Meurostolln genannt – wurde erstmals Braunkohle im Untertagebau gefördert. Was mit Schaufel, Schubkarre und Schweiß begann, sollte binnen weniger Jahrzehnte zur industriellen Landschaft werden.

Die Niederlausitz trat in ihre Pionierphase der Braunkohlenförderung ein. Stationäre Dampfmaschinen übernahmen nun die mühselige Wasserhaltung in den Schächten und zogen die Kohle aus der Tiefe. Bereits 1879 kam auf dem Senftenberger Feld ein

elektrodynamischer Gleichstromgenerator zum Einsatz – eine technische Pionierleistung, die nicht nur Dampfmaschinen speiste, sondern bald auch Strom für Grubenlampen, Fördereinrichtungen und Brikettpressen lieferte. Die Kraftzentralen wurden effizienter, zuverlässiger, eingehauste Verbundmaschinen ersetzten offene Antriebe. Die Technik drang tiefer, schneller, weiter.

Ab den 1880er Jahren hielten Dampfbagger und Förderbänder Einzug – zunächst schwerfällig, dann mit elektrischer Unterstützung. Die Landschaft begann sich zu verändern: Halden wuchsen, Fördertürme ragten auf, Schienenstränge verbanden Grube und Fabrik. Die Braunkohle wurde nicht mehr nur geborgen, sie wurde bewegt, geformt, veredelt.

Parallel zur technischen Revolution vollzog sich eine rechtliche und wirtschaftliche Konsolidierung. Das Allgemeine Berggesetz von 1865 hatte die Grundlage gelegt, nun wurden benachbarte Grubenfelder zu größeren Einheiten zusammengeführt. 1881 entstand die Eintracht Braunkohlenwerke und Brikettfabriken AG, 1882 folgten die Niederlausitzer Kohlenwerke AG. Am 1. Juli 1888 schließlich wurde die Ilse Bergbau Actiengesellschaft gegründet – mit einem Kapital von 2,3 Millionen Mark. Sie übernahm bestehende Gruben, erwarb neue Felder, investierte in Elektrifizierung und moderne Ausrüstung. Die Zeit der kleinen Schächte war vorbei. Was blieb, waren leistungsstarke Großbetriebe – das industrielle Rückgrat der Region.

Zwischen 1870 und 1874 wurden allein im Lausitzer Revier 52 Gruben neu angemeldet. Die Erde öffnete sich, und mit ihr ein neues Zeitalter. Senftenberg stand an der Schwelle – zwischen bäuerlicher Landschaft und industrieller Zukunft, zwischen Schaufel und Strom.

Anekdote: Frau Senftenberg und der Kohlekumpel – Gespräch unter Tage

Die Stadt stand am Rand des alten Förderschachts, die Hände in den Manteltaschen, den Blick gesenkt. Der Boden unter ihr vibrierte leise – nicht von der Eisenbahn, sondern von etwas Tieferem. Aus dem Dunkel trat ein Mann, rußverschmiert, mit Keilhaue und Lampe. Er nickte ihr zu.

„Du bist Senftenberg, nicht wahr?“

„*Ich bin's.* Und du?“

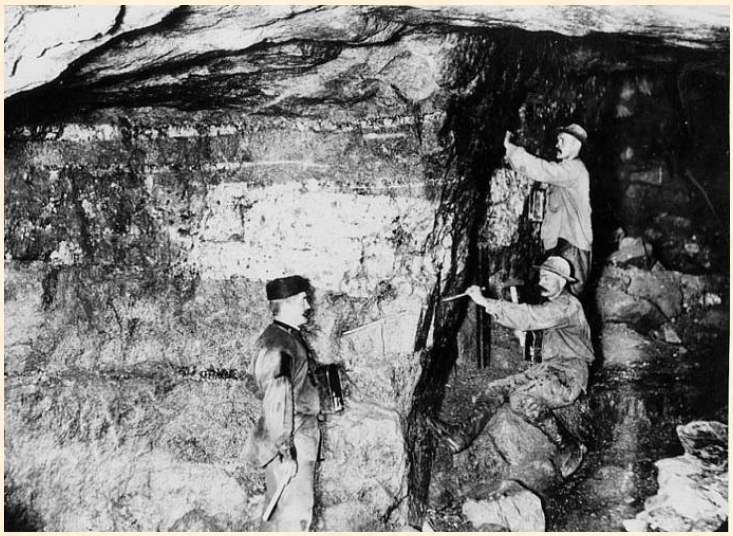
„Ein Kohlekumpel. Einer von denen, die unter dir graben.“

„Was tut ihr da unten? Ich spüre euch manchmal, aber ich weiß nicht, was ihr treibt.“

Der Mann lächelte, seine Zähne blitzten im Dämmerlicht. „Wir holen das Schwarze Gold. Aber nicht wie du denkst – nicht wild, nicht wahllos. Früher war's so, ja. Jeder grub, wie er konnte. Doch seit Mitte des Jahrhunderts machen wir's anders: Rückwärts gerichteter Pfeilerbruchbau.“

„Rückwärts?“

„Ja. Wir teilen das Flöz in Pfeiler – rechteckige Stücke, fünf Meter breit, zwanzig lang. Dann beginnen wir am Rand und arbeiten uns zurück zum Schacht. Immer gegen die Richtung der Bruchstrecke."



„Und wie holt ihr die Kohle?"

„Mit der Keilhaue. Ich haue eine Esse – einen kleinen Raum über mir, gerade breit genug, um aufrecht zu stehen. Dann erweitere ich ihn, vier mal vier Meter, zwei Meter hoch. Die Kohle fällt in die Strecke, mein Kollege schaufelt sie in den Hunt."

„Und wenn ihr fertig seid?"

„Dann räumen wir die Stempel, die Spreizen, die Kappen – und lassen den Raum einstürzen. Wir ziehen uns zurück, fünf, sechs Meter, und beginnen von vorn." [Bild LeMo]

Senftenberg schwieg einen Moment. „Aber ihr verliert dabei Kohle, oder?"

„Ja. Sicherheitspfeiler müssen stehen bleiben. Man sagt, bis zu sechzig Prozent gehen verloren. Aber ohne sie – kein Leben."

„Und das Wasser? Ich habe gehört, es steigt."

„Richtig. Wir fahren Strecken auf, treiben Schächte für Fallfilter. Das Wasser sammelt sich unten, fließt dem Gefälle nach zur Pumpstation. Von dort leiten wir's hinaus – über Rohre, über Hoffnung."

Senftenberg sah ihn lange an. „Ihr seid wie Adern unter meiner Haut." Der Kumpel nickte. „Und du bist das Herz, das uns schlägt."

Vom Stollen zum Tagebau –

Die Geschichte der Grube Meurostolln

Im Jahr 1871, als die Eisenbahn gerade Senftenberg erreicht hatte, wagten zwei Dresdner Kaufleute – Siebmann und Kröger – ein ambitioniertes Projekt: Sie meldeten die Grube Meurostolln an, nordwestlich der Stadt gelegen. Am 15. September desselben Jahres begannen 14 Bergleute mit dem untertägigen Abbau von Braunkohle. Es war ein Meilenstein – nicht nur für Senftenberg, sondern für die gesamte Region.

Die Grube gehörte zur Senftenberger Kohlenwerke AG, einem Unternehmen, das bald zahlreiche Tief- und Tagebaue betrieb.

Schon 1871 wurde hier Kohle aus der Tiefe geholt, doch ab 1898 begann der Wandel: Der Tagebau trat hinzu, zunächst in der sogenannten Stadtgrube.

Zwischen 1898 und 1949 förderten die Tagebaue I bis VI Kohle aus verschiedenen Flözen. Mit dem Tagebau VI, zu dem auch „Elisabethsglück“ gehörte, endete die Ära des Meurostollns – ein Kapitel, das fast acht Jahrzehnte umfasste.

Nicht nur die Senftenberger Kohlenwerke waren aktiv. Auch die Hörlitzer Werke bauten hier Kohle im Tagebau ab. Rund um die Grube entstanden in kurzer Zeit mehrere Brikettfabriken – ein völlig neuer Absatzmarkt. Zwischen 1876 und 1891 lieferte die Grube große Mengen Kohle an die Brikettfabrik Friedrich-Ernst in Reppist, später „Impuls“ genannt. 1888 errichtete die Senftenberger Kohlenwerke AG ihre eigene Fabrik, die ein Jahr später mit drei Pressen in Betrieb ging.

Mit dem Übergang vom Tief- zum Tagebau wandelte sich der ursprüngliche Stollen zu einem Tunnel, durch den die Kohle abtransportiert wurde. Später übernahm eine Grubenbahn diese Aufgabe.

1922 gelang ein technischer Durchbruch: Im Tagebau Meurostolln wurde der erste maschinell betriebene Absetzer eingesetzt – eine echte Innovation, die den Rhythmus der Förderung veränderte. [Beispielfoto]

1926, als der Gemeinschaftstagebau IV bei Meuro ausgekohlt war, erschloss man das südlich der Schipkauer Bahn gelegene Hörlitzer Feld. Dort wurde erstmals eine Bandanlage zur Kohleförderung installiert – eine kostensparende Lösung, die die Kohle direkt über die Straße Senftenberg–Klettwitz in den Bunker der Brikettfabrik Elisabethsglück transportierte.

Ein weiteres Highlight folgte 1942: Im Tagebau Meurostolln/Elisabethsglück kam eine Abraumförderbrücke zum Einsatz – gebaut im nahegelegenen Lauchhammerwerk. Mit ihrem riesigen Schaufelrad war sie damals das modernste Gerät ihrer Art. Sie bewegte nicht nur Erde, sondern auch die Vorstellungskraft einer Region, die sich längst mit der Kohle identifizierte.

In den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs erhielt der Meurostolln eine ganz andere Bedeutung: Er wurde zum offiziellen Luftschutzraum. Rund die Hälfte der Bevölkerung von Hörlitz – dem heutigen Senftenberg II – suchte hier bei Fliegeralarm Zuflucht. Die Grube, einst Ort der Arbeit, wurde zum Ort der Hoffnung.

Als 1949 die Kohlevorräte erschöpft waren, wurde die Förderung eingestellt. Das Restloch blieb sich selbst überlassen – ein stilles Zeugnis einer bewegten Bergbaugeschichte. Die Abraumförderbrücke „Meurostolln“ mit der Nr. 13 wurde nach Kriegsende demontiert und als Reparationsleistung in die UdSSR transportiert. Fortan arbeitete sie im Tagebau Jurkowskij in der Ukraine – ein letzter Gruß aus der Lausitz, der sich tief in die Erde eines anderen Landes grub.

Geburtsort eines deutschen „Braunkohlenriesen“ –

Die Ilse Bergbau AG

Es begann mit einem chemischen Bedürfnis und endete in einem industriellen Imperium. Im Jahr 1871 siedelte sich das Berliner Unternehmen Kunheim & Co. in Bückgen bei Großräschen an – mitten in der Lausitz, wo die Erde dunkel war und der Boden Geschichten erzählte. Man kaufte Grubenfelder, errichtete eine Oxalsäurefabrik und begann, Braunkohle im Tiefbau zu fördern. Der tonhaltige Abraum, der dabei zwangsläufig mitgehoben wurde, fand seine Bestimmung in einer Ziegelei. 1879 kam eine Brikettfabrik hinzu. Was als Nebengeschäft begann, wurde bald zum Zentrum: 1888 wurde der gesamte Kohlebereich ausgegliedert – die Ilse Bergbau-Actiengesellschaft war geboren, mit einem Kapital von 2,3 Millionen Mark.

Die Grube „Ilse“, 1871 bei der Bergbehörde angemeldet, war der Ursprung. Schon 1874 wurde sie ans Eisenbahnnetz angeschlossen – ein entscheidender Schritt, denn Kohle braucht Bewegung.

Bis 1900 folgten neue Gruben: Renate, Eva, Anna-Mathilde, Marga. Der Tagebau begann, Dampfbagger rückten an, die Landschaft veränderte sich. 1906 wurde Gottlob Schumann Generaldirektor – ein Mann mit Visionen. Er benannte die größte Anlage nach seiner Tochter: Grube Marga. Und er ließ eine Werkssiedlung errichten, die Gartenstadt Marga – ein frühes Beispiel sozialer Architektur, das bis heute als Denkmal einer anderen Idee von Industrie gilt. (Artikel folgt hier zu gegebener Zeit)

Die Ilse AG wuchs. Sie wurde zur größten Bergbaugesellschaft im Lausitzer Revier. Ihre Werke waren modern, ihre Technik fortschrittlich: Dampfbagger, Förderbrücken, Hochdruckkraftwerke. Die Ziegelei des Unternehmens stellte sogar Figuren des Bildhauers Ernst Barlach her – Kunst aus Kohle und Ton. Bis 1929 verdoppelte sich die Kohlenförderung auf 12,6 Millionen Tonnen jährlich.

Über 4.500 Arbeiter und fast 500 Angestellte waren beschäftigt. Die Ilse AG besaß über 22.000 Hektar Land, darunter neun Rittergüter. Acht Brikettfabriken, drei Ziegeleien, zwei Sägewerke, eigene Kraftwerke und Werkssiedlungen – ein Reich aus Erde, Feuer und Dampf.

Doch mit dem Wachstum kam die Machtfrage. Zwischen 1927 und 1929 begann der jüdische Industrielle Ignaz Petschek aus Böhmen, sich die Aktienmehrheit zu sichern – gegen den Willen der bisherigen Eigentümer. Die Übernahme war feindlich, strategisch,

finanziell brillant. Es gab Gerüchte über Unterstützung durch die tschechoslowakische Regierung, ein angeblicher Dankesbrief an Außenminister Beneš sorgte für politischen Wirbel. Petschek nannte ihn eine Fälschung, die Berliner Staatsanwaltschaft ermittelte.

1929 war die Mehrheit gesichert – die Ilse AG gehörte nun zu einem der größten Kohlenimperien Europas.

1934 wurde die Ilse AG Gründungsmitglied der Braunkohle-Benzin AG (Brabag), einem zentralen Projekt der NS-Kriegswirtschaft. Man stellte synthetisches Benzin aus Braunkohle her – Autarkie durch Veredelung. Über eine Million Tonnen Rohbraunkohle gingen jährlich nach Schwarzheide. Doch die Familie Petschek wurde nach 1933 enteignet. Die Aktien gingen an die VIAG AG, die schon zuvor Anteile hielt. Nach Kriegsende 1945 verlor die Ilse AG durch Demontage und Enteignung etwa die Hälfte ihrer Anlagen.

Die Werke der Ilse AG waren zahlreich: Grube Ilse in Senftenberg, Anna-Mathilde in Sedlitz, Erika in Laubusch, Ilse-Ost in Sedlitz, Marga in Brieske, Renate-Eva in Freienhufen. Dazu acht Brikettfabriken, drei Ziegeleien, zwei Sägewerke, Kraftwerke in Renate und Marga, Werkssiedlungen mit über 4.000 Wohnungen. Die Gartenstadt Marga war nicht nur Wohnort, sondern Ausdruck eines sozialen Gedankens – ein Versuch, Industrie und Menschlichkeit zu verbinden.

Mit dem „Kohleausstiegsgesetz“ von 2020 verabschiedete sich die Bundesrepublik vom aktiven Bergbau auf fossile Brennstoffe. Bis spätestens 2038 sollen alle Braunkohlengruben geschlossen sein.

Die Lausitz, einst Herz der Kohle, steht vor einem neuen Kapitel. Das „Strukturstärkungsgesetz Kohleregionen“ soll helfen, den Wandel abzufedern. Doch die Historisierung des Braunkohlenbergbaus steckt noch in den Kinderschuhen. Während im Westen das Wirtschaftswunder auf Steinkohle ruhte, war im Osten die Braunkohle das Rückgrat der DDR-Wirtschaft. Die Forschungslücke besteht bis heute – und mit ihr die Notwendigkeit, zu erinnern.

Die Geschichte der Ilse Bergbau AG ist mehr als ein Kapitel der Industrie. Sie ist ein Spiegel der deutschen Moderne – mit all ihren Widersprüchen, Erfolgen und Verlusten. Sie zeigt, wie aus einem chemischen Bedarf ein Imperium wurde. Und wie dieses Imperium, geboren aus der Erde, am Ende wieder in sie zurücksank.

Der Koschenberg – 1873

Vom wilden Steinbruch zum modernen Werk

Es war einmal ein Berg, der sich stolz über das Elstertal erhob – 178 Meter hoch (davon 78 Meter über der Erde), rau und dunkel, ein urzeitlicher Rücken aus Vulkangestein. Die Menschen nannten ihn den „Olymp des Elstertals“, nicht aus Ehrfurcht vor Göttern, sondern aus Respekt vor seiner Kraft. Der Koschenberg bei Großkoschen war ein wilder Ort – zumindest was den Gesteinsabbau anging. Die Separationsgemeinde Großkoschen nutzte seine Schichten planlos, mit Schaufel und Schweiß, ohne Maschinen, ohne Raffinesse. Das gewonnene Material wurde zu Mauersteinen verarbeitet, zu Straßenbelag – ein Berg, der sich Stück für Stück in die Welt hinausstreckte.

Um 1870 begann man gezielt mit dem Abbau von Diabas – einem dunklen, festen Vulkangestein, das sich wie gepresste Zeit anfühlt. Schon 1873 wechselte der Steinbruch in Privatbesitz. Nach mehreren Eigentümerwechseln, teils durch Zwangsversteigerungen, übernahm schließlich der Dresdner Regierungsbaumeister Alfred Roscher das Gelände. Sein Blick war nicht nur technisch, sondern auch geologisch geschärft: Er interessierte sich für den Grünstein, eine spezielle Diabas-Variante, und erkannte das Potenzial der Grauwacke – damals noch ein Nebenprodukt, bald ein gefragter Rohstoff.

Der Abbau wurde schwieriger. Maschinen gab es kaum, die Tiefe forderte Ideen. Roscher entschied sich für eine Etagenbauweise – statt eines Lochs entstand eine gestufte Grube, die bis heute in ihren Grundzügen erhalten ist. Mit der Industrialisierung kam Bewegung: Als die Staatsbahn begann, Grauwacke statt Kies für den Gleisbau zu verwenden, stieg die Nachfrage sprunghaft. Der Koschenberg wurde zum Lieferanten der Reichsbahn. Lokomotivtransport, Steinbrecher, Bohrmaschinen, ein eigener Gleisanschluss – aus dem wilden Berg wurde ein modernes Werk.

Die Grauwacke vom Koschenberg ist ein Kraftpaket. Mit einer Druckfestigkeit von 3716 kg/cm² steht sie dem besten Basalt in nichts nach. Sie trägt Gleise, Brücken, Straßen – und ein Stück Lausitzer Geschichte. Auch die kleineren Reste wie Steinsand und Splitt fanden ihren Weg in die Bauindustrie. In einem eigenen Werk wurden sie zu Treppenstufen, Zaunsäulen und besonders robusten Gehwegplatten verarbeitet – sogenannte Diabas-Kunststeinfliesen, hydraulisch gepresst, widerstandsfähig wie der Berg selbst.

Doch der Olymp schrumpfte. Jahrzehntelanger Abbau nagte an seiner Höhe, an seinem Profil. Aus der Vogelperspektive erinnert er heute kaum noch an einen Berg. Was bleibt, ist ein Ort der Arbeit, der Wandlung, der Beharrlichkeit. Während der Braunkohlenbergbau in der Region längst Geschichte ist, hält sich die Steinindustrie am Koschenberg bis heute tapfer – ein Stück lebendige Industriekultur mitten in Brandenburg. Ein Berg, der sich nicht beugt, sondern verwandelt.

Gartenstadt Marga – Ein Spaziergang zwischen Kohle und Utopie:

„Die Pressen klangen wie Herzschläge – und die Gärten dufteten wie Versprechen."

Es ist ein milder Spätsommermorgen, die Sonne tastet sich vorsichtig über die Dächer der Gartenstadt Marga. Die Fassaden leuchten in gedämpftem Ocker, das Pflaster ist noch feucht vom Tau. Zwischen den Häusern blühen Spätrosen, Astern, Sonnenhut. Die Luft trägt einen Hauch von Kohle – nicht schmutzig, sondern warm, wie ein ferner Ofen, der noch glimmt.

Ein Mann sitzt auf einer Bank vor dem ehemaligen Konsum. Sein Gesicht ist von Falten durchzogen, die wie gezeichnete Linien durch Jahrzehnte führen. Er trägt eine Schirmmütze, die Hände ruhen auf einem Spazierstock. Als ich mich zu ihm setze, nickt er mir zu, als hätte er mich erwartet.

„Sie kommen wegen Marga, nicht wahr?“

„Ja. Ich wollte sehen, wie sie heute aussieht.“

„Sie sieht gut aus. Sie hat viel erlebt.“

Er zeigt auf die Häuserzeile gegenüber. „Da drüben wohnte mein Vater. Er war Pressenwärter in der Brikettfabrik. Die Maschinen liefen Tag und Nacht. Wenn man genau hinhörte, konnte man ihren Rhythmus spüren – wie ein Pulsschlag der Stadt.“

„Und die Gärten?“

„Die waren Pflicht und Stolz zugleich. Jeder hatte ein Beet, ein paar Obstbäume, manchmal sogar ein Gewächshaus. Die Kinder lernten früh, wie man Bohnen steckt und Rosen schneidet. Es war Arbeit, ja – aber auch Würde.“

Wir gehen weiter, vorbei am ehemaligen Werkbad, das heute leer steht, aber noch nach Chlor und Lachen riecht. Die Straßen sind breit, die Häuser stehen in Reih und Glied, aber nicht streng – eher wie gute Nachbarn, die sich gegenseitig Raum lassen. Die Architektur ist schlicht, aber durchdacht: Fensterachsen, Ziegeldächer, kleine Erker, die Geschichten erzählen könnten.

„Wissen Sie“, sagt der Mann, „die Gartenstadt war mehr als Wohnen. Sie war ein Versprechen. Dass Industrie nicht nur nimmt, sondern auch gibt. Dass man mit Kohle nicht nur heizt, sondern auch lebt.“

Ich frage ihn, ob er glaubt, dass dieses Versprechen noch gilt.

Er schaut lange auf die Straße, auf die Rosen, auf die Häuser. Dann sagt er: „Vielleicht nicht mehr wie früher. Aber wenn Sie genau hinsehen – es blüht noch.“

1875 Deutsche Kirche Peter und Paul

Die Begräbniskapelle der deutschen Kirche wird neu gebaut. Ansicht der deutschen Kirche bis 1890 [Foto Stadtarchiv]

.

Vom Wandersmann zur Rundschau – Die Zeitungsgeschichte Senftenbergs

Schlesisch - Sächsischer Anzeiger.

Blatt für Unterhaltung und Geschäftsverkehr

des westlichen Theils der Provinz Schlesien, des östlichen Theils der Provinz Sachsen und der angrenzenden Theile der Provinz Brandenburg und des Königreichs Sachsen,

besonders der Orte

Ruhland, Ortrand, Mückenberg, Bockwitz, Lauchhammer

und Umgegend.

Ausgabe: Mittwochs und Sonnabends früh. Preis: in der Expedition und bei den Ausgabestellen vierteljährl. 1 Mark, monatl. 35 Pf., mit Lieferung in's Haus 1 Mark 10 Pf. vierteljährl.

Redaction und Verlag von C. G. Grubann in Ruhland.

Alle Postanstalten nehmen zum Preise von 1 Mark 10 Pf. vierteljährl. Bestellungen auf dieses Blatt an. — Anzeigengebühr: für die gespaltene Corpuszeile oder deren Raum 9 Pf.

Ausgabe- und Anzeigenannahme-Stellen dieses Blattes befinden sich: in Ruhland in der Expedition (Berliner Straße Nr. 15), in Ortrand beim Buchbinder E. Silbermann (am Markt) und in Bockwitz beim Buchbinder A. Seitz. — Aufsätze und Anzeigen, welche Dienstags oder Freitags an einer dieser Stellen bis Mittags 12 Uhr (in Bockwitz bis Vormittags 11 Uhr) aufgegeben werden, kommen noch in der am nächsten Morgen auszugebenden Nummer zum Abdruck. Bei Anzeigen im Wiederholungsfalle Rabatt.

Nr. 1. Probenummer (Anfang Januar). 1875.

Faksimile der 1. Probeausgabe 1875, Redaction und Expedition

1875: Der erste Schritt in die Öffentlichkeit

In Senftenberg weht ein frischer Wind – nicht nur über die Gleise, sondern auch durch die Druckerpresse! Im Herbst 1875 bringt die Druckerei *Edmund Grubann* ein neues Blatt heraus, das sich selbst poetisch ankündigt:

„Gleich dem Wandersmann, der eine Reise antritt und beim Hinaustreten sich nach Wind und Wetter umschaut…“

Ein Satz wie aus einem Roman von Fontane – nur dass hier kein Wanderer, sondern eine Zeitung auf Reisen geht. **Und was für eine Reise das wird!**

Elster-Chronik – Der elegante Namenswechsel

Am 25. September (oder war's der 2. Oktober? Die Quellen sind sich uneins – typisch Lokalgeschichte!) wird das Blatt umgetauft. Statt schnödem *Anzeiger* oder *Wochenblatt* heißt es nun:

Elster-Chronik.

Nachrichtsblatt und Anzeiger für die Kreise Hoyerswerda, Liebenwerda und Calau,

besonders für den

Amtsgerichtsbezirk Ruhland,

umfassend den Stadtbezirk Ruhland und die Amtsbezirke Hohenbocka, Kroppen, Lindenau

e: Montag, Mittwoch und Freitag für den folgenden Tag. Preis: bei ng in den Geschäfts- oder den Ab- en vierteljährlich 1 Mk., mit Lie- n's Haus 1 Mk. 15 Pfg. vierteljährlich.

Alle Postanstalten nehmen zum Preise 1 Mk. 25 Pf. vierteljährlich excl. Be geld Bestellungen an. — Anzeigenge für die kleine gespaltene Zeile oder d Raum 10 Pfg., bei Wiederholungen Ra

Elster-Chronik – ein Name mit Stil, mit Fluss, mit Vogel !

Vom Anzeiger zur Enteignung

Die Elster flattert weiter – und wird schließlich zum *Senftenberger Anzeiger*. Doch die Geschichte nimmt eine Wendung:

- **1947**: Der Verlag wird enteignet. Die Druckerei in Ruhland wird zum *VEB Lausitzdruck Ruhland* – willkommen in der DDR.
- **1952**: Die *Lausitzer Rundschau* wird gegründet – das neue Sprachrohr der SED-Bezirksleitung Cottbus. Der Anzeiger wird zum Lokalteil degradiert – aber immerhin: Er lebt weiter.

Heute: Die Rundschau bleibt

Die *Lausitzer Rundschau* erscheint bis heute täglich – mit Regionalausgaben, auch in Senftenberg. Die Zeitung, die einst wie ein Wandersmann loszog, hat sich durch alle Wetterlagen geschlagen und ist bis heute ein treuer Begleiter der Region.

Sand, Schmelze, Siemens – Wie aus Lausitzer Boden Glasgeschichte wurde

Wer heute durch die Wälder zwischen **Guteborn, Hohenbocka und Torno** streift, ahnt kaum, was unter seinen Füßen liegt: ein Schatz aus Sand. Nicht irgendein Sand, sondern Glassand von solcher Reinheit, dass selbst die feinsten Glashütten Europas neidisch wurden. Mächtige Lagerstätten – teils bis zu zwanzig Meter tief – machten die Lausitzer Erde im 19. Jahrhundert zu einem geologischen Selbstbedienungsladen: Braunkohle für Energie, Ton für Ziegel, und eben jener Glassand, der bald Geschichte schreiben sollte.

Ein Mann mit Weitblick erkannte das Potenzial: Moritz Oskar von Zehmen, Rittergutsbesitzer aus Weißig. Schon in den 1850er Jahren begann er, die Region systematisch zu erschließen. 1860 kaufte er ein Grundstück in Johannisthal, gründete 1864 eine Ziegelei – und wagte 1874/75 den nächsten Schritt: den Bau einer Glashütte mitten im Sandparadies. Die spätere „Zehmenhütte“ war ein technisches Wunderwerk ihrer Zeit. Als erste nutzte sie die von Friedrich von Siemens entwickelte Regenerativfeuerung mit Generatorgas – ein Meilenstein in der Glasproduktion.

Was dort entstand, war so vielfältig wie ein Lausitzer Sonnenuntergang: Lampenschirme, Briefbeschwerer, Sturmlaternengläser, sogar Fliegenfänger – und Andenkenartikel für die feine Gesellschaft. Die Nähe zu den Bahnstrecken Kamenz–Lübbenau und Ruhland–Hoyerswerda machte den Handel lukrativ. Eine eigene Förderbahn verband die Braunkohlegrube direkt mit der Glashütte – effizienter ging’s kaum. [Tafelglasmacher, wiki]

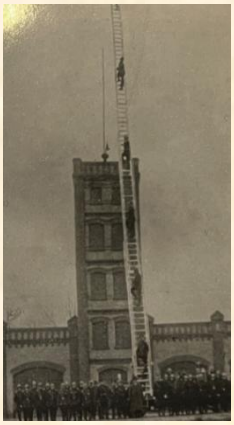
Doch wie so oft in der Lausitz war der Glanz nicht von Dauer. Als die Kohlelagerstätten erschöpft waren, wurde der Betrieb 1886 eingestellt. Um 1900 verschwanden die Gebäude, das Gelände wurde wieder bewaldet. Heute zeugen nur noch Bruchfelder und

unterirdische Hohlräume von jener Zeit – stille Denkzeichen einer Industriekultur, die aus Sand und Feuer geboren wurde.

Die Turnerfeuerwehr Senftenberg - Mit Muskelkraft gegen das Feuer

Es war ein Vorschlag mit Wucht: Am 19. Januar 1878 stellte der Senftenberger Turner G. Müller einen Antrag, der mehr war als nur ein Satz auf Papier. *„Lasst uns eine Turnerfeuerwehr gründen!“* – so lautete der Ruf, der am 9. April desselben Jahres offiziell erhört wurde. Damit war sie geboren: die Freiwillige Turnerfeuerwehr Senftenberg.

Der Turnverein, 1862 gegründet, wurde kurzerhand umgewandelt. Die Satzung von 1872 trat außer Kraft, an ihre Stelle trat das Grundgesetz der Turnerfeuerwehr. Fortan hieß man „Freiwillige Turner = Feuerwehr“ zu Senftenberg – ein Name, der nach Muskelkraft, Pflichtbewusstsein und einem Hauch preußischer Disziplin klang.



Die Stadt unterstützte das neue Löschwesen mit Technik und Vertrauen: Eine Saug- und Druckspritze, 300 Meter Hanfschläuche und die Hoffnung, dass die Turner nicht nur Reck und Barren, sondern auch Feuer und Flamme beherrschten. Nach dem Statut von 1885 gliederte sich die Wehr in fünf Abteilungen: die Steigerabteilung für die Höhenakrobatik, die Spritzenabteilung fürs Pumpen, die Schlauchabteilung fürs Verlegen, die Wasserabteilung fürs Nassmachen und die Absperrungsabteilung fürs Ordnung halten. Doch gemeinnützig bedeutete nicht gratis. Die Turnerfeuerwehr musste Pacht für ihren Übungsplatz zahlen – ein Umstand, der für Unmut sorgte und offenbar auch für Misstrauen. Die Lage war so angespannt, dass die Feuerwehr bei Einsätzen außerhalb der Stadtgrenzen einen Gendarmen mitnahm, um sich vor Belästigungen und Angriffen durch die Bevölkerung zu schützen. Warum die Bevölkerung feindselig war? Das bleibt ein Rätsel. Vielleicht war es der Hanfgeruch, vielleicht die Uniformen – oder einfach das Misstrauen gegenüber einer Truppe, die aus Turnern zu Feuerwehrleuten geworden war.

Ab 1894 gibt es in der Stadt eine **Pflichtfeuerwehr.** Ab 1902 ist die Freiwillige Feuerwehr als „Polizeiliches Hilfsorgan“ eingestuft. Ab 1910 wird der Aufgabenbereich der Wehr, nicht nur bei Feuer, sondern auch auf Hilfsleistungen „bei sonstiger Gefahr“ erweitert. Der Name „Vorstand“ verschwindet, an seine Stelle kommt der Begriff „das Kommando“. Es gibt einen Oberführer, Stellvertreter, Gerätewart, Führer der einzelnen Abteilungen und Züge. Die Vereinssatzung gilt weiter.

Ein Foto von 1918 zeigt die mechanische Schiebeleiter am Feuerwehrdepot – ein stilles Zeugnis jener Zeit, in der Muskelkraft und Gemeinschaftssinn gegen das Feuer antraten.

Jeder in und um Senftenberg kennt das Wirtshaus am Marktplatz unter dem Namen ***"St. Hubertus-Klause".*** Aber so hieß es nicht immer.

Auf der ältesten vorhandenen Abbildung von circa 1880 steht auf dem Haus der Name "Bittroffs Restaurant". 1910 „Marktrestaurant“ von Paul Gulben. Heute wird die "Hupe" wie Sie unter echten Senftenbergern bekannt ist, in der vierten Generation unter dem neuen Namen "Das Hubertus" fortgeführt.

Großkoschen – Sorbisches Herz mit neugotischem Takt

Im Jahr 1880 war Großkoschen ein Dorf mit klarer Sprache – und zwar sorbisch. 440 Sorben lebten hier, dazu ein einziger Deutscher. Der deutsche Anteil war, sagen wir, überschaubar. Der Unterricht wurde zweisprachig abgehalten – Sorbisch und Deutsch, ganz nach dem Motto: „Zwei Sprachen, ein Dorf, kein Problem.“ Die sorbische Kultur war lebendig, selbstverständlich und tief verwurzelt.

Ein architektonisches Zeichen dieser Zeit entstand 1881/82: die Dorfkirche von Großkoschen. Ein neugotischer Saalbau mit Westturm, errichtet aus Backsteinen und Raseneisenstein aus dem nahegelegenen Steinbruch. Die Kirche steht bis heute – schlicht, würdevoll und mit einem Hauch von sorbischer Bodenständigkeit.

Vor dem Eingang ragt eine mächtige Stieleiche empor – ein Naturdenkmal, das wie ein grüner Wächter über das Dorf wacht. Gleich daneben erinnert ein Denkmal an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs – still, steinern, und doch voller Geschichte.

Großkoschen war nie laut, aber immer klar. Ein Dorf, das seine Sprache kannte, seine Steine schätzte und seinen Takt selbst bestimmte.

[Foto Wikipedia]

Niemtsch: 1856 vernichtete ein großer Brand fast das gesamte Dorf, denn die Häuser deckte man zu dieser Zeit noch größtenteils mit Stroh oder Schilf. Nicht zuletzt, weil es den Sorben in der Niederlausitz möglich war, ihre ethnischen Besonderheiten zu bewahren, waren noch 1880 von den etwa 300 Einwohnern 210 sorbischer Herkunft.

Zwischen Chorälen und Chórow – Die wendische Kirchengemeinde Senftenberg

Als 1878 der letzte wendische Pfarrer Senftenberg verließ, blieb die Gemeinde dennoch vollständig wendisch – ein stilles Zeugnis kultureller Beharrlichkeit. Zum Glück gab es

Herrn Archidiakon Kózlik aus Sedlitz, der bis 1881 jeden Sonntag freiwillig wendisch predigte. Ein Ehrenamt mit Herz und Hingabe, das die Sprache im Gottesdienst lebendig hielt.

Die Predigt war wendisch, die Choräle deutsch – ein Kompromiss, der aus der Bildungsrealität geboren war. In den Schulen der Kirchengemeinde wurde kaum ein Wort wendisch gesprochen, in der Stadt gar keines. Die Sprache war aus dem Klassenzimmer verbannt, aber nicht aus den Herzen.

Das Wendisch in Senftenberg galt als „verhunzt" – nicht vergleichbar mit dem nieder- oder oberlausitzer Wendisch. Vielleicht war es ein Dialekt, vielleicht ein kreativer Mix – auf jeden Fall ein Ausdruck regionaler Eigenart, geformt durch Alltag und Anpassung.

Um 1880 zählte Senftenberg rund 2100 Einwohner. In der Stadt selbst gab es 60 wendische Wirtschaften und etwa 250 wendische Dienstleute – eine beachtliche Zahl, die zeigt: Das Wendische war nicht nur Sprache, sondern auch Lebensform.

Buchwalde – Ein wendisches Dorf mit Herz und Häuschen

Buchwalde war ein Dorf ohne Herrenhof, aber mit vielen neuen massiven Gebäuden. 290 Einwohner lebten in 44 Gehöften: 14 bäuerliche, 7 neuhäuslerische und 23 gärtnerische – eine Struktur, die von Vielfalt und Wachstum zeugt. Fast alle waren Wenden, bis auf 23 Männer – doch auch die hatten wendische Frauen, und ihre Kinder sprachen wendisch. Schreiben konnte es niemand, lesen nur sehr schlecht – ein Hinweis auf die mündliche Weitergabe der Kultur.

Die Kopfbedeckung war ein stiller Kulturcode: Verheiratete Frauen trugen wendische Käppchen, unverheiratete Mädchen deutsche Kopftücher – ein modisches Statement mit ethnischer Note.

Brieske und Hörlitz – Gleich und gleich gesellt sich gern

In Brieske (300 Einwohner) und Hörlitz (250 Einwohner) war die Lage ganz ähnlich – ein wendisches Dreieck mit vergleichbarer Struktur und Stimmung. Die Wenden waren mildtätig und gastfreundlich bis zur Verschwendung, von kindlich-naiver Fröhlichkeit geprägt und ausgesprochen gesellig. Ihre Häuser standen eng beieinander – fast wie ein Dorf zum Kuscheln.

Im Haus herrschte der Hausvater mit absoluter Macht – patriarchalisch, aber wohl auch fürsorglich. Die Feste waren zahlreich und ausgelassen: Hochzeiten, Kirchweih- und Erntefeste, Kirmesschmaus und -tanz, der Osternachtsumzug und das Zamperfest zur „Wendischen Fastnacht" – ein buntes Treiben, das die Jahreszeiten feierte und die Gemeinschaft stärkte.

Trotz aller Fröhlichkeit blieb ein gewisses Misstrauen gegenüber den Deutschen – wohl aus Erfahrung, nicht aus Prinzip. Die wendische Lebensart war eigenständig, stolz und tief verwurzelt – ein leiser Widerstand gegen das Vergessen.

Die Kirchgemeinde Senftenberg war einst ein wendisches Herzstück – ein geistliches Mosaik aus Sprache, Struktur und Beharrlichkeit.

Ihre Gliederung zeigt die tiefe Verwurzelung der sorbisch-wendischen Kultur, auch wenn viele Ortsnamen im Alltag verballhornt oder germanisiert wurden.

Zum Kirchspiel gehörten Zły Komorow – das wendische Senftenberg – mit seinen Vorstädten: Nowe Město (Thamm/Neusorge), Wjeska (Jüttendorf) und Winicy (Weinberge). Dazu kamen die Dörfer Bukojna (Buchwald), Košynka, Sedlišćo (Sedlitz), Rěpišćo (Reppist), Rowna (Rauno, oft irrtümlich Ruwno genannt), Wórlica (Hörlitz), Brězk (Brieske) und Němješk (Niemtsch), letzteres bereits zur Oberlausitz gehörig.

Noch 1864 wirkten in Senftenberg drei wendische Geistliche: Oberpfarrer Libuš aus Zdźar bei Großpostwitz (†1867), Archidiakonus Kózlik – Johann Kosling – aus Lejno bei Hoyerswerda, sowie ein Diakon, der später auch in Sedlitz als Pfarrer tätig war. Die Gottesdienste waren klar gegliedert: Wendisch wurde am zweiten Sonntag vom Archidiakon, am dritten vom Oberpfarrer und am vierten vom Diakon gepredigt. Deutsch hingegen wurde in der deutschen Kirche gefeiert – ein Nebeneinander, das die sprachliche Realität widerspiegelte.

Die Bezahlung war dürftig: Der Oberpfarrer erhielt 800 Taler, der Archidiakon 350, der Diakon 500 – letzterer war zugleich für Sedlitz zuständig. Als das Archidiakonat vakant wurde, meldete sich kein Wende – und kein Deutscher wollte es übernehmen. Die Einkünfte flossen stattdessen in die Aufbesserung der Honorare.

Der sprachliche Wandel war spürbar: In Sedlitz wurde seit 1865 nur noch deutsch gepredigt. In Senftenberg endete der letzte wendische Gottesdienst 1881 – ein stiller Abschied, der zugleich das Ende der Wendischen Kirche in der Region markierte.

Quelle: Lehrer Dr. Ernst Mucke, frei bearbeitet

Von Johannisthal nach Senftenberg – Die Glasfabrik Seidensticker & Co.

Es war ein Umzug mit Folgen: Die Firma *Gebr. Seidensticker, Greiner & Co.* betrieb zunächst eine Glasfabrik in Johannisthal bei Hohenbocka. Doch mit dem Ende der Pacht im Jahr 1882 war Schluss. Die Lösung? Ein Neuanfang in Senftenberg II – dem heutigen Hörlitz. Ein Grundstück wurde gekauft, die Bauarbeiten begannen, und am 5. September 1883 war der erste Glasofen fertiggestellt. Die Produktion lief an. Kurz darauf schieden die Gebrüder Greiner aus, und die Seidenstickers führten den Betrieb allein weiter.

Dank Umsicht, Tüchtigkeit und Fleiß wuchs die Glasfabrik stetig. Die Bestellungen häuften sich, eine Vergrößerung wurde nötig – und 1914 entstand eine zweite Hütte mit größerem Ofen. Doch der Erste Weltkrieg brachte den Stillstand: Arbeitermangel zwang zur Schließung der neuen Hütte. Ein weiterer Rückschlag folgte am 30. Mai 1915, als ein Brand fast alle Anlagen zerstörte. Nur das größere Hüttengebäude blieb erhalten.

Trotz allem: Die Glashütte produzierte weiter – bis in die 1950er Jahre, später unter dem Namen *Brandenburgische Beleuchtungsfabrik*. Einige Gebäude sind bis heute erhalten.

Ihre gelben Ziegelfassaden mit roter Gliederung erzählen von einer Zeit, in der Glas nicht nur Produkt, sondern Perspektive war. Heute dienen sie teils dem Einzelhandel, teils als Werkstätten – stille Zeugen einer bewegten Geschichte.

1887 – Wissenschaftliche Exkursion zum Koschenberg

Mit Hammer, Hirn und Historie

Im Jahr 1887 begaben sich Mitglieder der Niederlausitzer Gesellschaft unter Leitung von Dr. Siehe (Kreisphysikus) und Prof. Ernst Friedel (Direktor des Märkischen Museums) auf eine wissenschaftliche Exkursion durch die Region – ein Streifzug durch Geologie, Archäologie und Landwirtschaft, gekrönt von einem Glas Schaumwein.

Erstes Ziel war der Koschenberg bei Großkoschen. Dort fanden sich Spuren von Gletschereis in der Grauwacke – Furchen und Schleifspuren, die auf die letzte Eiszeit hindeuten. Ein geologisches Gedächtnis aus Stein, das von urzeitlichen Kräften erzählt.

Weiter ging es zum Schloss Senftenberg – einer Renaissance-Festung aus der Zeit Moritz von Sachsen. Die Gruppe untersuchte die Erdwälle und Bastionen, einst errichtet zur Verteidigung gegen Brandenburger Angriffe. Geschichte zum Anfassen, mit Blick auf die strategische Architektur der frühen Neuzeit.

Am Senftenberger Schießhaus wurden Gräber des Lausitzer Typs freigelegt – datiert auf den Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit. Der Kulturkreis: La-Tène-Zeit, also keltisch beeinflusste Spätbronzezeit. Die Erde gab ihre Geheimnisse preis – still, aber eindrucksvoll.

Auch die Landwirtschaft kam nicht zu kurz: Auf dem Viktoriahof in Brieske-Marga führte Gutsbesitzer Suhle Moorkulturversuche durch – ein frühes Beispiel für agrarische Innovation in der Niederlausitz. Wissenschaft traf auf Praxis, und der Boden wurde zum Experimentierfeld.

Zum Abschluss der Exkursion versammelte sich die Gruppe am Fuße der Senftenberger Weinberge – zur Schaumweinprobe aus der Jurisch'schen Fabrik. Der Kommentar der Teilnehmer: „Sehr zum Wohl!" – ein prickelndes Finale mit lokalem Charakter.

Und als wäre das nicht genug, gab es auch noch einen archäologischen Zufallsfund: Der Fleischermeister Herrsche entdeckte auf seinem Grundstück in der Kreuzstraße 19 einen irdenen Topf mit Deckel. Darin: eine Schweinsblase und ein Leinenbeutel mit seltenen Münzen – darunter Stücke mit dem Bildnis von Herzog Heinrich dem Frommen. Vermutlich vergraben während des Schmalkaldischen Krieges (1546–1547), als viele Menschen ihre Wertsachen vor den Wirren der Zeit versteckten.

1888 – Ilse Bergbau AG, Kolonie „Grube Marga" und Georg Heinsius von Mayenburg

Industrialisierung mit Verzögerung, aber mit Wirkung

Die Niederlausitz war spät dran. Während in den großen Montanrevieren – Ruhrgebiet, Saarland, Schlesien – die Industrialisierung bereits im 18. Jahrhundert Fahrt aufnahm, blieb die Lausitz bis weit in die Gründerjahre hinein agrarisch geprägt. Zwar bemühten sich Landadel und Gutsherren um eine gewinnbringende Nutzung ihrer Ressourcen, doch fehlte es vor allem an einer effizienten Verwertung der Braunkohle.

Erst der technologische Fortschritt brachte Bewegung: Mit dem Siemens'schen Regenerativgasverfahren wurde Braunkohle für die Glas- und Keramikindustrie nutzbar. Und als um 1870 der Anschluss an das deutsche Fernbahnnetz erfolgte, war der Weg frei für eine rasante industrielle Entwicklung. Entlang der neuen Bahnstrecken entstanden Brikettfabriken, Ziegeleien und Glashütten – oft initiiert von Kapitalgesellschaften mit Sitz in Berlin, die sich ihre Claims in der Lausitz sicherten, teils noch bevor die Streckenführung offiziell bekannt war.

Ein Pionier dieser Entwicklung war das Berliner Chemieunternehmen Kunheim & Co., das sich 1871 in Bückgen bei Großräschen ansiedelte. Es errichtete eine Oxalsäurefabrik, förderte Braunkohle im Tiefbau der Grube Ilse und verwertete den tonhaltigen Abraum in einer Ziegelei. 1879 kam eine Brikettfabrik hinzu – der Grundstein für eines der größten Montanunternehmen der Region.

1888 wurde der Montanbereich als eigenständige Kapitalgesellschaft ausgegründet: die Ilse Bergbau AG war geboren. Ausgestattet mit ertragreichen Braunkohlenfeldern expandierte das Unternehmen rasch und errichtete zahlreiche Brikettfabriken – darunter die erste industrielle Großanlage in Marga (1906).

Doch die Ilse Bergbau AG dachte weiter: 1895 gründete sie die Ilse-Wohlfahrtgesellschaft mbH, eine Fürsorgeeinrichtung für ihre Belegschaft. Inspiriert von Vorbildern wie Krupp in Essen oder der Heyeschen Kolonie in Annahütte, versorgte sie ihre Arbeiter mit Lebensmitteln und vor allem mit Wohnraum. Nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit, sondern aus klugem Kalkül: Wer gut wohnt, bleibt loyal. Wer in Werkswohnungen lebt, ist gebunden – durch Mietvertrag und Arbeitsplatz zugleich.

Während kleinere Unternehmen nur einzelne Häuser errichteten, baute die Ilse Bergbau AG ganze Kolonien – mit Schulen, Versorgungseinrichtungen und Kirchen. Zwar schrieb das Preußische Ansiedlungsgesetz solche Strukturen vor, doch über Qualität und Ausführung entschied allein das Unternehmen. Viele Kirchenräume blieben auf lange Sicht provisorisch – billige Zwischenlösungen ohne sakrale Würde.

Eine Ausnahme bildete die Ilse Bergbau AG. Ihre Arbeiterfürsorge galt bereits vor 1900 als vorbildlich. Der große Wurf gelang 1907 mit der Errichtung von Grube und Brikettfabrik „Marga". Verantwortlich war Generaldirektor Gottlob Schumann – ein Mann aus einfachen Verhältnissen, der sich über Jahrzehnte im Unternehmen nach oben gearbeitet hatte. Unter seiner Leitung wurde „Marga" zur Perle des Niederlausitzer Braunkohlenreviers – ein Symbol für Fortschritt, Fürsorge und industrielle Vision.

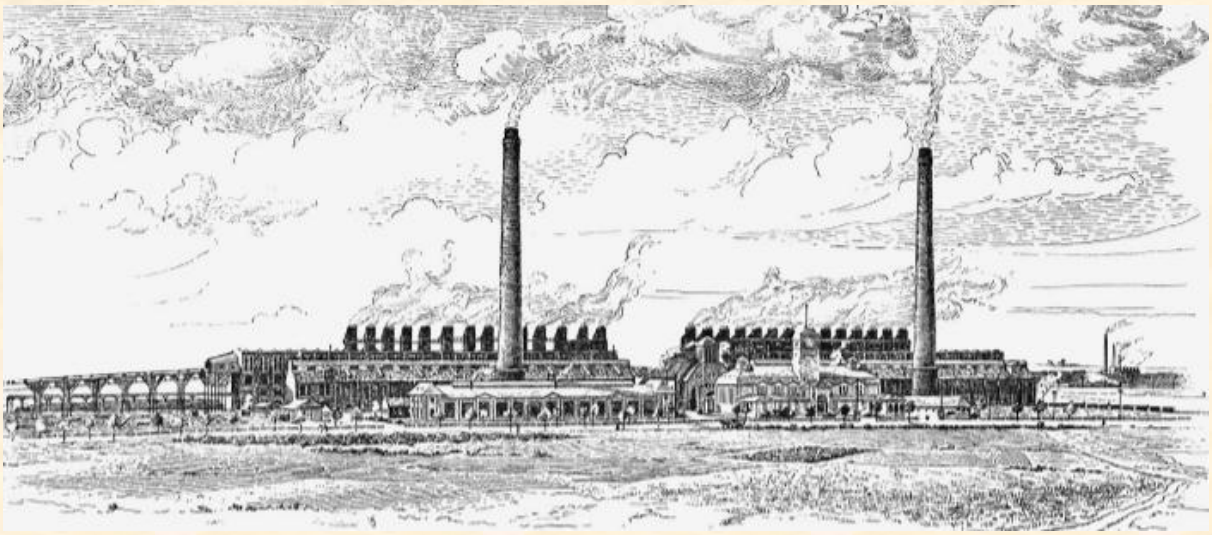


Abbildung: Brikettfabrik Marga, erste industrielle Großanlage der Ilse-Bergbau-AG, 1906

Der Steuermann im wilhelminischen Wirtschaftswind Gottlob Schumann und das Prinzip Marga

Den Zeitgenossen galt er als „self-made-man“ – und doch war er mehr als das. Innerhalb des wilhelminischen Wirtschaftssystems verkörperte er einen neuen Unternehmertypus: den Wirtschaftsmanager. Kein Erfinder, kein Techniker, kein Eigentümer – sondern ein fähiger Steuermann, der mit Weitsicht und strategischem Denken durch die Wogen der Industrialisierung navigierte.

Dieser Typus dachte in großen Dimensionen. Er wog Gewinnaussichten und Risiken ab, plante nicht nur Fabriken, sondern ganze Lebensräume. Ganz im Sinne dieses „think big“-Prinzips erschloss die Ilse Bergbau AG ab 1906 unter dem Namen *Marga* einen Braunkohlentagebau, der geologisch und hydrologisch als schwierig galt: Das rund zehn Meter mächtige Kohlenflöz lag unter einem bis zu 30 Meter starken Deckgebirge – eine Herausforderung, die nur mit Mut und Methode zu bewältigen war.

Auch die dazugehörige Brikettfabrik sprengte alle bisherigen Maßstäbe. Während Anlagen mit bis zu zehn Pressen üblich waren, wurde die Fabrik Marga von vornherein auf 38 Pressen ausgelegt – ein Statement in Stahl und Stein.

Was für die Produktion galt, galt auch für die sozialen Einrichtungen: Zum Braunkohlenwerk Marga gehörten eine moderne Kauenanlage mit Brausebädern, massive Wohnbaracken für ledige Arbeiter und eine mustergültige Kolonie. Hier wurde nicht nur gearbeitet, sondern gelebt – unter Bedingungen, die für damalige Verhältnisse als fortschrittlich galten.

Und auch in der Bauweise setzte man neue Maßstäbe. Während Werksanlagen bislang von Betriebsingenieuren und ortsansässigen Maurermeistern geplant wurden, holte man für Marga ausgebildete Architekten hinzu. Sie berücksichtigten nicht nur technische Anforderungen, sondern auch ästhetische und gestalterische Aspekte – ein Brikettwerk mit Baukultur.

Der Name *Marga* war dabei mehr als ein Etikett. Er erinnerte an Marga Schumann, die früh verstorbene Tochter des Generaldirektors Gottlob Schumann. Der Name Margarethe – griechisch „Perle“ – wurde zum Symbol für ein Werk, das Glanz und Substanz vereinte.

Abbildung: Arbeiterkolonie Marga, erbaut 1907 bis 1914

Die Kolonie Marga – Architektur als Unternehmenskultur

Im selben Geist, mit dem Georg Heinsius von Mayenburg bereits die Hauptverwaltung der Ilse Bergbau AG entworfen hatte, gestaltete der Dresdner Architekt auch das nächste, noch umfassendere Projekt: die Arbeiterkolonie Marga. Die künstlerische Verantwortung lag bei ihm, doch auch der kurz zuvor berufene Generaldirektor Gottlob Schumann trug wesentlich zum Gelingen bei. Nicht zufällig entstanden beide Bauvorhaben – Verwaltung und Kolonie – in jener Zeit, als Schumann die Geschicke des Unternehmens in alleiniger Verantwortung übernahm.

Mit diesen von der bisherigen Bautätigkeit stark abweichenden Projekten signalisierte Schumann: Ein neuer Wind weht. Die Architektur wurde zur Botschaft – und zur Brücke zwischen Vision und Wirklichkeit. Zugleich dokumentierten beide Bauwerke die geistige Nähe zwischen Architekt und Auftraggeber – ein Schulterschluss von Ästhetik und Strategie.

Im Oktober 1906 stellte die Ilse Bergbau AG beim Kreisausschuss Calau den Antrag auf Ansiedlungsgenehmigung. Das Schreiben zeigt: Die wirtschaftlichen Ziele waren klar, die gestalterischen Details noch offen. Man plante, auf dem Gelände des erworbenen Viktoriahofs eine große Reihe von Beamten- und Arbeiterwohnungen zu errichten – ergänzt durch ein Gasthaus, ein Kaufhaus mit Bäckerei und Schlachterei. Die genaue Größe und Gruppierung der Gebäude sollte durch ein Preisausschreiben ermittelt werden – ein moderner, partizipativer Ansatz, der auf Zweckmäßigkeit und Gestaltung zugleich setzte.

Zunächst sollten etwa 100 Familien untergebracht werden – doch die Vision reichte weiter. In den folgenden Jahren sollte die Kolonie auf 250 bis 300 Wohnungen erweitert

werden. Für die Kinder der Bewohner war zunächst die Schule in Brieske vorgesehen, doch man hegte bereits die Absicht, eine eigene Schule zu errichten, sobald die Ansiedlung eine entsprechende Größe erreicht hätte.

Die Kolonie Marga war mehr als ein Wohnort – sie war ein Ausdruck von Fürsorge, Kontrolle und Unternehmenskultur. Und sie war ein architektonisches Statement: Dass Industrie nicht nur produzieren, sondern auch gestalten kann.

[Sybille Gramlich *[Brieske. Die Kolonie Marga. Eine Arbeiterkolonie zwischen Werkssiedlungsbau und Gartenstadt, in: Brandenburgische Denkmalpflege 3 (1994)]* sieht darin eine zukunftsorientierte Planung, die eine stete Erweiterung der Kolonie ermöglichen sollte; Paulhans Peters [*Marga: Bergarbeiter-Kolonie in der Lausitz. Entstehung, Niedergang, Sanierung, Hamburg 2002],* verweist auf klassische Idealstadt-Vorbilder und die Gedanken Theodor Fritzschs für eine „Stadt der Zukunft“ (1896);

Maximilian Claudius Noack, Die „Perle“ des Niederlausitzer Braunkohlenreviers, Der Dresdner Architekt Georg Heinsius von Mayenburg und die Kolonie „Grube Marga“.

Joswig *[Wolfgang Joswig, Marga. Die erste deutsche Gartenstadt, Cottbus 1999]* erkennt in ihr das Vorbild der Howardschen Diagramme aus dessen Buch „To-morrow“ (1898) *[Ebenezer Howard, Garden Cities of To-morrow: Being the second edition of „to-morrow a peaceful path to real reform“, London 1902].*und Ulf Jacob *[Jacob/Jochinke, Oasen der Moderne (wie Anm. 9).* stellt die Bezüge zu einer zeitgenössischen romantisierenden Städtebaudiskussion her, die in der mittelalterlichen Stadtanlage ihr Ideal gefunden hatte. Man können auch noch ins Brocke Vorbild für die Planstadt Karlruhe gehen, wollen es aber hierbei bewenden lassen.

Die Kolonie Marga – Architektur zwischen Typisierung und Heimatgefühl

Im Zentrum der Kolonie Marga liegt ein rechteckiger Marktplatz – das Herz der Siedlung. Von hier aus erschließt sich das Wohngebiet über ein strahlenförmig angelegtes Straßensystem, das Struktur und Orientierung zugleich bietet. Architekt Georg Heinsius von Mayenburg trennt dabei strikt zwischen dem öffentlichen Versorgungszentrum und dem halböffentlichen Bereich der Wohnbebauung – eine klare funktionale Gliederung, die zugleich soziale Räume definiert.

Über die Spiralform der Anlage wurde viel spekuliert. Grundlegend scheint eine gewisse Typisierung der Wohnbauten gewesen zu sein – darauf verweisen sowohl die Vorentwürfe von Conrad als auch die Ausführungsplanung von Mayenburg. Doch diese Typisierung stand im Spannungsverhältnis zum Heimatschutzgedanken, der Bauherr und Architekt gleichermaßen beseelte. Es ging nicht nur um Effizienz, sondern auch um Atmosphäre – um das Gefühl von Zuhause.

Für die Bebauung mit über 60 Wohnhäusern entwarf Mayenburg fünfzehn verschiedene Grundtypen – abgestimmt auf den innerbetrieblichen Status der künftigen Bewohner. Vom Zehnfamilienhaus mit 3- und 4-Raum-Wohnungen und bis zu 60 m² Wohnfläche bis hin zu den beiden Doppelvillen für die Werksdirektoren mit jeweils 150 m² – die soziale Hierarchie wurde architektonisch sichtbar, aber nicht protzig.

Das ländliche Motiv blieb dabei stets Leitgedanke. Selbst bei großen Gebäuden wie den Zehnfamilienhäusern gelang es Mayenburg, eine dörfliche Anmutung zu bewahren. Ein Kunstgriff war dabei das sogenannte „Split-Level“-Prinzip: Die Geschossniveaus eines Hauses oder einer Haushälfte lagen nicht auf einer gemeinsamen Ebene, sondern waren um eine halbe Etage versetzt. Diese Lösung schuf räumliche Dynamik und gliederte die

Gebäude subtil – ein architektonisches Echo des ländlichen Bauens in industrieller Dimension.

Die Kolonie Marga war damit nicht nur Wohnraum, sondern Ausdruck eines gestalterischen Anspruchs: Typisierung ja – aber mit Seele. Heimatgefühl – auch im Großen.

Senftenberg spricht zu Marga

Ich habe dich lange nicht erkannt, Marga. Früher warst du mir fremd – ein Ort der Arbeit, des Staubs, der Not. Ich sah deine Schächte, hörte das Rattern der Förderbänder, roch den Kohlenatem deiner Tage. Du warst jung, aber gezeichnet – von Schichten, von Schichten.

Und ich, Senftenberg, schaute dich an wie eine Schwester, die sich selbst vergessen hatte.

Doch du hast dich gewandelt. Heute trägst du Licht auf deinen Wegen, Farbe in deinen Fassaden, Hoffnung in deinen Gärten. Du bist schick geworden, sagen sie – und ich lächle. Denn ich weiß, was es heißt, sich neu zu erfinden. Ich habe selbst Narben, die zu Linien wurden, Brüche, die zu Wegen führten.

Du bist nicht mehr nur die Grube, das Werk, das Provisorium. Du bist Heimat geworden – für viele, die blieben, und für jene, die neu kamen. Deine Häuser erzählen Geschichten, deine Straßen tragen Namen, deine Kinder lachen wie meine.

Wir sind verbunden, du und ich – durch Geschichte, durch Wandel, durch das stille Wissen, dass Schönheit manchmal aus Tiefe wächst.

Ich sehe dich, Marga. Und ich bin froh, dass du da bist. Nicht als Schatten meiner Vergangenheit, sondern als Teil meiner Zukunft.

Vom Armenspital zum Bergmannskrankenhaus - 1890

Ein Anfang im Feuerwehrdepot Drei kleine Zimmer, acht Betten, ein Ort der Hoffnung für die Ärmsten: Das Armenspital im Feuerwehrdepot war mehr Notbehelf als Heilstätte. Doch es war der erste Schritt – ein stiller Beginn für eine große Geschichte.

Ein Haus für die Region Nach nur zwei Jahren Bauzeit öffnete 1890 das neue Krankenhaus Senftenberg seine Türen. 36 Betten waren geplant, doch schon bald zeigte sich: Der Bedarf war größer, die Not drängender. Dr. Malin, der erste Chefarzt, sah die Grenzen – und die Möglichkeiten.

Wachstum unter Reinach 1905, unter Dr. Oskar Reinach, wuchs das Haus zum ersten Mal: Der linke Seitenflügel entstand, 16 separate Räume boten nun mehr Würde und Ruhe. Ein Zeichen für den Wandel – und für den Willen, mehr zu tun.

1924 – Der Quantensprung Mit dem nächsten Ausbau stieg die Kapazität auf 280 Betten. Das Krankenhaus wurde zum Zentrum der Versorgung, zum Spiegel einer wachsenden Stadt, zum Ort, an dem Heilung nicht nur möglich, sondern geplant wurde.

Ein Park für die Seele Zwischen 1932 und 1935 entstand auf alten Wirtschaftsflächen ein Park – grün, weit, still. Für Patienten und Personal wurde er zur Oase, zum Atemraum zwischen Schmerz und Hoffnung.

Die Knappschaft übernimmt Schon seit 1890 war die Knappschaft im Verwaltungsrat vertreten, doch erst 1911 übernahm sie die volle Trägerschaft. Aus dem Diakonissenhaus wurde das Bergmannskrankenhaus Senftenberg – ein Name, der bis heute klingt wie ein Versprechen.

Kleinkoschen erinnert sich – Die Schule und die Blaue Blume 1890

Ein eigenes Haus für das Lernen Schon 1898 löste sich Kleinkoschen aus dem schulischen Verband mit Großkoschen. Auf einem Grundstück, das bereits 1842 von der bäuerlichen Separationsgemeinschaft reserviert worden war, entstand ein neues Haus – gebaut von der Gemeinschaft, getragen von jedem Eigentümer, je nach Größe seines Landes. Ein echtes Dorfprojekt, geboren aus dem Willen zur Selbstständigkeit.

Feierlich eröffnet – evangelisch und volkstümlich Die Einweihung der Schule fand 1890 statt. Als evangelische Volksschule wurde sie zum Ort des Lernens und der Begegnung – schlicht, aber bedeutend.

Paul Blumberg – Lehrer und Kulturträger Von 1900 bis 1937 prägte Lehrer Paul Blumberg das Schulleben. Sein Unterricht war mehr als Stoffvermittlung: Schulfeste, Theateraufführungen und Wanderungen auf den Koschenberg gehörten zum festen Programm. Dort suchte man gemeinsam nach der „Blauen Blume“ – jenem romantischen Symbol für Sehnsucht, Schönheit und das Unfassbare.

Nachklang eines Hauses Nach der Schließung Ende 1951 blieb das Gebäude lebendig. Lehrer wohnten weiterhin dort, der Klassenraum wurde zum Kulturraum mit Bibliothek. 1958 entstand im Obergeschoss das Gemeindebüro – ein stiller Wandel, der das Haus in der Mitte des Dorfes hielt.

Verkauft – und doch nicht vergessen 1992 verpachtete die Gemeinde die Räume, 1997 folgte der Verkauf – in Kleinkoschen wie in Großkoschen. Man glaubte, kommunale Gebäude würden künftig nicht mehr gebraucht. Ein Irrtum, wie sich später zeigen sollte. Denn Orte wie dieser tragen Erinnerung – und Erinnerung lässt sich nicht veräußern.

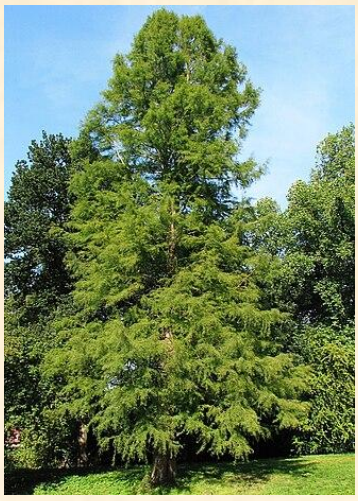
Zeitzeuge: „Wer nach langer Trennung in seine (geliebte) Heimatstadt Senftenberg zurückkehrt, schon von fern die Kirchturmspitze winken sieht und bald darauf auf wohl vertrauten Straßen & Gassen entlang schlendert, nicht ohne einen traditionell kurzen Blick ins Stammlokal zu werfen, wer nachts zu der im Schimmer des Vollmondes verklärten Deutschen Kirche, der "Wächterin der Stadt", aufblickt und sie so ruhig und heilig stehen sieht, wird zu der Überzeugung kommen, dass man hier gut leben und manch andere schöne, möglicherweise auch noch schönere Gegend vergessen kann, zumal ja die unmittelbare Nähe des Heimatortes auch die Nähe vieler geliebter "Wesen & Herzen" einschließt.“ [H. Tschirner]

Senftenberg fragt ihre Mutter: Wie entstand die Braunkohle?

Mutter, erzähl mir von früher.

Von der Zeit, als ich noch nicht war – als unter mir kein Pflaster lag, sondern Wasser, Wurzelwerk und Warten. Ich habe gehört, dass hier einmal ein Meer war. Flach und weit, wie ein Atemzug der Erde. Und dass es sich zurückzog, langsam, wie ein Gedanke, der sich verliert. Was blieb, waren Senken, Buchten, stille Seen – und dann kam das Leben.

Du sagst, es waren die Sumpfzypressen, die zuerst kamen. Große, mächtige Bäume, die ihre Kronen über das Wasser legten wie schützende Hände. Sie warfen Nadeln, Zweige, Jahr für Jahr – und schufen ein Bett aus Erinnerung. Ich sehe sie vor mir, diese Fürsten des Waldes, die nie ein Mensch sah. Und doch bin ich aus ihnen gemacht.



Ihre Zeit ging zu Ende, sagst du. Das Klima wandelte sich, die Bäume starben. Manche sanken ins Wasser, wurden bewahrt – wie Gedanken, die nicht vergehen. Ihre Stämme liegen noch heute unter mir, waagerecht, gewaltig, stumm. Ich trage sie in mir wie alte Träume.

Und immer wieder wuchs neues Leben. Und immer wieder starb es. Und unter Luftabschluss, in der Stille des Moores, begann die Wandlung. Langsam, stetig, über Jahrtausende. So entstand die Braunkohle – mein dunkles Erbe, mein Schatz aus der Tiefe.

Danke, Mutter.

Ich verstehe jetzt, warum ich bin, wie ich bin. Warum mein Boden Geschichten erzählt, die älter sind als jedes Haus.

Ich bin Senftenberg – und ich erinnere mich.

Senftenberg erinnert sich: Wie ich zu meiner grünen Lunge kam

Ich erinnere mich auch, wie alles begann. Es war der 3. März 1896, als Bürgermeister Ziehm und acht meiner Kinder – angesehene Bürger, mit klarem Blick und warmem Herzen – den Verschönerungsverein gründeten. Sie wollten mich bewahren, mich mehren, mich schützen. Und ich, Senftenberg, war gerührt.

Damals lag Kohlenstaub auf meinen Straßen, auf meinen Dächern, auf meiner Haut. Die Luft war schwer, das Atmen mühsam. Doch inmitten dieser Schwärze träumte man von Grün – von einem Ort der Ruhe, der Erholung, der Schönheit. Eine Lunge sollte es sein, eine grüne, lebendige Lunge für mich.

Rudolf Neumann, der Gärtnermeister, sah es vor sich: Wege, die sich schlängeln wie Gedanken. Bäume, die flüstern wie Erinnerungen. Ein Park, der atmet – für mich, für alle.

Es dauerte. Sechs Jahre vergingen zwischen Entwurf und Ausschreibung. Aber die Geduld war groß, das Engagement tief. In den Protokollen des Vereins und im Senftenberger Anzeiger steht es geschrieben – wie ein stilles Versprechen.

Und dann war er da. Erst Stadtpark, dann Kaiser-Wilhelm-Park, schließlich Schlosspark. Namen ändern sich – aber die Seele bleibt.

Heute ist er mein Herzstück. Grün, geschichtsträchtig, voller Leben.

Glas aus Hosena – Vom Kiefernwald in die Welt

Im Jahr 1896 begann in der Peickwitzer Flur – dort, wo heute Züblin liegt – eine Geschichte aus Sand und Feuer. Mansuet Eibenstein gründete die erste Glashütte der Region und legte damit den Grundstein für ein Handwerk, das Hosena über Jahrzehnte prägen sollte. Doch wie so oft in der Geschichte war der Anfang auch verletzlich: Die Weltwirtschaftskrise von 1929 setzte dem Betrieb ein jähes Ende.

Zehn Jahre später, 1906, folgte ein neuer Aufbruch. Die Gebrüder von Streit eröffneten ihre Glashütte in Hosena-Hohenbocka – ein Werk, das sich rasch zu einem internationalen Aushängeschild entwickelte. Umgeben von Kiefernwäldern, wurde das kleine Dorf zum Zentrum hochwertiger Glasproduktion. Lichtschirme, Linsen, Schiffslaternengläser, technische Spezialartikel und Reklameartikel aus Press- und Gießglas fanden ihren Weg in die Welt: nach Schweden, Dänemark, England, Bulgarien und in die Türkei – ja, sogar bis nach Australien und Amerika.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Glashütte unter dem Namen „Ostglas Hosena“ weitergeführt, ehe sie zwischen 1951 und 1993 als „VEB Glaswerk Hosena-Hohenbocka“ firmierte. Über Jahrzehnte war sie nicht nur ein bedeutender Arbeitgeber, sondern auch ein Ort der Innovation – ein industrielles Herzstück inmitten der Lausitzer Wälder.

Was in einem kleinen Ort begann, wurde zu einem Symbol für Qualität und Handwerkskunst. Hosena schrieb Weltgeschichte – leise, gläsern, beständig.

Senftenberg erinnert sich: Bildung für alle!

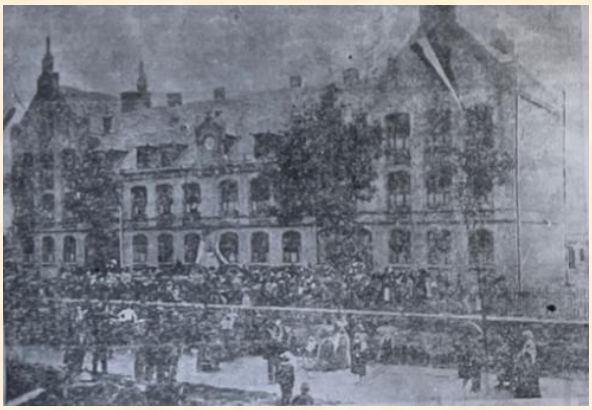
Um die Jahrhundertwende wuchs ich – nicht nur in Stein und Straße, sondern auch im Geist. Die Menschen kamen, die Häuser wurden mehr, und mit ihnen die Kinder. Ich spürte ihren Wissensdurst, ihre Fragen, ihre Hoffnung. Und ich antwortete mit Schulen.

1898/99 entstand die Volksschule I – ein stolzes, zwanzigklassiges Schulhaus, geplant mit Weitblick. Schon 1897 schrieb der Senftenberger Anzeiger: „Bei dem Bau soll darauf Bedacht genommen werden, dass später eventuell auch auf das Mittelgebäude noch ein dritter Stock aufgesetzt werden kann.“ Und tatsächlich: 1914, mitten im Sommer, während die Mobilmachung zum Ersten Weltkrieg die Schlagzeilen beherrschte, wurde dieser dritte Stock gebaut. Ein Zeichen für Zukunft – trotz aller Unruhe.

Bis 1921 wuchs die Schule auf 22 Klassen mit 362 Kindern, einem Rektor und 20 Lehrkräften. In jenem Jahr erfolgte die Trennung in eine Knabenabteilung (Volksschule I) und eine Mädchenabteilung (Volksschule IV). Zwei Wege – ein Ziel: Bildung für alle.

Doch das war nur der Anfang. 1896 entstand die spätere Volksschule II am Meurostolln – sie nahm Kinder aus Thamm und Jüttendorf auf. 1908–09 folgte die Volksschule III an der Calauer Chaussee – ein weiteres Zeichen meines Bildungswillens. Ebenfalls 1896 wurde an der Ostpromenade eine Höhere Mädchenschule gegründet – ein Fortschritt für die Mädchenbildung, vergleichbar mit späteren Realschulen. 1897 wurde eine katholische Schule eingeweiht – ein Zeichen für konfessionelle Vielfalt. 1900 öffnete ein kleines Realgymnasium seine Türen – ein Vorläufer moderner Gymnasien, gedacht für jene, die weiter wollten. Und 1912 wurde die gehobene Knabenschule um eine Vorschule ergänzt – ein weiterer Baustein in meinem differenzierten Schulsystem.

Ich war nicht nur Kohle und Industrie. Ich war auch ein Ort des Lernens, des Wachsens, des Denkens. Ein Ort, der Bildung als Fundament für Zukunft verstand. Und ich erinnere mich – mit Stolz.



Telefongeschichte: Mitte des 19. Jahrhunderts begann ein Wettlauf zur Erfindung eines Apparates, mit dem die Übertragung der menschlichen Stimme möglich werden sollte.

Mit der Patentanmeldung vom 14. Februar 1876 setzte sich schließlich der schottische Erfinder Alexander Graham Bell durch.

Am 24. August 1898 war es dann so weit. Das erste Fernsprechamt in Senftenberg nahm seinen Betrieb mit 26 Anschlüssen auf. Verbinden lassen konnte man sich schon mit vielen Teilnehmern zwischen Berlin, Leipzig und Görlitz

Senftenberg erinnert sich: Die Gräben verschwinden

Ich erinnere mich an die Zeit, als meine Bahnhofstraße noch ein unbefestigter Weg war – durchzogen von tiefen Wassergräben, flankiert von wenigen Häusern, die man nur über kleine gewölbte Steinbrücken erreichte. Auf den Gräben glitten Kähne dahin, beladen mit Heu und Feldfrüchten. Bauern und Gärtner brachten ihre Ernte in die Stadt, und vor der Wendischen Kirche lag ein kleiner Hafen, wo die Boote anlegten – still, bescheiden, lebendig.

Zwischen 1852 und 1856 wurde aus dem Weg eine Kreischaussee. Und als 1870 die Eisenbahnlinie eröffnet wurde, gab man ihr einen neuen Namen: Bahnhofstraße. Doch die Gräben blieben – Wasseradern, die das Bild prägten, das Leben lenkten.

Um 1899 veränderte sich alles. Der Bergbau ließ den Wasserstand sinken, die Gräben verloren ihre Kraft. Die Stadtverwaltung schüttete sie zu, erhöhte und verbreiterte die Straße. Auf den trockenen Stellen entstanden Gärten – kleine Oasen, wo einst das Wasser floss.

Nur der Hauptgraben und die Storchelster blieben – stille Zeugen einer Zeit, in der Wasser noch Wege war. Ich trage sie noch in mir, diese Erinnerung an Kähne, Brücken und Hafen. Und ich weiß: Auch Straßen haben Wurzeln.

Nur der Hauptgraben und die Storchelster blieben – stille Zeugen einer Zeit, in der Wasser noch Wege war. Ich trage sie noch in mir, diese Erinnerung an Kähne, Brücken und Hafen. Und ich weiß: Auch Straßen haben Wurzeln.

Die Lutherkirche in Senftenberg

– auch bekannt als Altlutherische Kirche – ist ein architektonisches und historisches Juwel der Stadt. Sie gehört heute zur Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) und steht unter Denkmalschutz. Unweit des alten Dorfangers von Jüttendorf, das seit 1923 zu Senftenberg zählt, erhebt sich der markante Bau aus roten Ziegeln. Entworfen vom Berliner Architekten Gustav Götze und errichtet vom Senftenberger Maurermeister John, entstand hier ein Gemeinschaftswerk, das bis heute regionalen Stolz verkörpert.

Die Grundsteinlegung erfolgte am 2. April 1900, die feierliche Kirchweihe am 2. Dezember desselben Jahres. Die Kirche überstand auch dunkle Kapitel der Geschichte: Während der Novemberpogrome 1938 blieb sie verschont – offenbar in dem Irrglauben, es handle sich um eine Synagoge. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurde sie als Munitionslager zweckentfremdet, doch glücklicherweise ohne bleibende Schäden.

Bis heute ist die Innenausstattung weitgehend original erhalten. Altar, Kanzel, Empore, Taufstein und die bleiverglasten Fenster zeugen von handwerklicher Qualität und liturgischer Kontinuität. Ein besonderes Highlight ist die Orgel aus dem Jahr 1826, die 1901 aus der Kirche in Sorno überführt wurde. Sie stammt von Johann Christoph Schröther dem Jüngeren, einem Orgelbauer mit feinem Gespür für Klang und Raum.

Die Lutherkirche ist mehr als ein Gotteshaus – sie ist ein stiller Zeuge der Senftenberger Geschichte, ein Ort der Andacht, der Begegnung und der Erinnerung. Bis heute öffnet sie ihre Türen für jene, die Stille suchen, Gemeinschaft erleben oder einfach nur staunen möchten.

verdichtete Szene, erzählt von „Frau Senftenberg“ selbst, mit ihrer vertrauten Stimme zwischen Stolz, Pragmatismus und poetischer Erinnerung.

Senftenberg erinnert: 1989

Zustandsbeschreibung der Wende in Ostdeutschland 1989 und der Folgezeit

Die Wende 1989 in Ostdeutschland war ein historischer Moment tiefgreifender Selbstbefreiung. Anders als im Westen, wo die Freiheit durch die Unterstützung der Alliierten errungen wurde, befreiten sich die Menschen in der DDR aus eigener Kraft – mit Mut, Entschlossenheit und dem Willen zur Veränderung. Es war ein kollektiver Akt der Selbstermächtigung gegen die zweite deutsche Diktatur.

Doch die Zeit danach war geprägt von verbrauchten Gesten einer vergangenen Zeit – Symboliken und Narrative, die nicht mehr zur neuen Realität passten. Der Wandel wurde oft als einseitige Anpassung verstanden: Der Osten müsse sich so lange verändern, bis er dem Westen gleiche. Diese Vorstellung wurde kritisch hinterfragt, denn sie ignorierte die Eigenständigkeit ostdeutscher Erfahrungen und Identitäten.

Die rhetorische Mischung aus nüchterner Bestandsaufnahme und abstrakten Appellen wirkte widersprüchlich. Wer sprach hier eigentlich? Das „Wir“ klang nach einem westdeutschen Kollektiv, das über den Osten sprach, aber nicht mit ihm. Dabei achten Ostdeutsche sehr wohl ihre eigenen Erfahrungen – sie brauchen keine externe Validierung.

Die Wende war also nicht nur ein politischer Umbruch, sondern auch ein kultureller und identitärer Kraftakt. Sie zeigte: Zukunft entsteht durch Wandel, aber Wandel darf nicht zur Einbahnstraße werden. Der Osten hat sich selbst befreit – und verdient es, seine Geschichte und seinen Weg selbst zu definieren.

Ostdeutsche Identität wird in den Medien heute oft als ambivalente Mischung aus Stolz, Frust und Selbstbehauptung dargestellt – mit wachsender Sensibilität für regionale Perspektiven, aber weiterhin spürbaren Stereotypen und strukturellen Ungleichheiten.

Inhaltliche und typografische Gestaltung 2. Seite:

Zitate der vorliegenden Ausgabe, nicht als Inhaltsangabe, sondern als Einladung:

Ich bin Senftenberg. Ich erinnere mich. Und ich erzähle:

„Ich bin Senftenberg," sagte sie. „Ich bin nicht das Ende der Wälder, sondern ihr Anfang. Ich bin nicht die Grenze, sondern das Gespräch. Ich bin nicht Besitz, sondern Begegnung."

Es ist mir eine Ehre durch die Gassen der Vergangenheit zu streifen, zwischen Rosenstöcken und alten Mauern, zwischen sorbischer Sprache und Senftenberger Seele.

„Ich bin Senftenberg," nicht nur Stein und Straße, nicht nur Markt und Mauer. Ich bin Erinnerung, Stimme, Gestalt. Ich bin die Schwelle zwischen Moor und Mensch, zwischen Warte und Wort.

„Ich bin Senftenberg," ich bleibe. Ich trage meine Geschichten, wie man ein Tuch trägt: einmal stolz, einmal verschlissen.

„Ich bin Senftenberg," Und wenn der Wind über das Land zieht, trägt er meinen Namen mit sich – leise, aber beständig. **Senftenberg.**

Und ein stiller Stolz, der auch die Heutigen tragen darf – denn wer solche Vorfahren hatte, darf aufrecht gehen.

Das Ihnen hier vorliegende Buch „Bürgerchronik Senftenberg 750 Jahre" ist bereits Band 2 und ist eine populärwissenschaftliche Erzählung der Geschichte von Senftenberg

Dies ist kein Buch über Daten. Es ist eine Erzählung über Spuren- über das, was bleibt, wenn die Jahreszahlen längst verweht sind.

Buchempfehlung: Wer die komplette historische Chronik Senftenberg lesen möchte dem empfehle ich Band 1 „Chronik Senftenberg 750 Jahre 1279-2029" 604 Seiten, 950 Abbildungen 2.000 wissenschaftliche Zitate, 3.000 Ereignisse

ICH BIN SENFTENBERG.

Ich erinnere mich. Und ich erzähle:

„Ich bin Senftenberg," sagte sie. „Ich bin nicht das Ende der Wälder, sondern ihr Anfang. Ich bin nicht die Grenze, sondern das Gespräch. Ich bin nicht Besitz, sondern Begegnung."

Es ist mir eine Ehre, durch die Gassen der Vergangenheit zu streifen – zwischen Rosenstöcken und alten Mauern, zwischen sorbischer Sprache und Senftenberger Seele.

„Ich bin Senftenberg,“ nicht nur Stein und Straße, nicht nur Markt und Mauer. Ich bin Erinnerung, Stimme, Gestalt. Ich bin die Schwelle zwischen Moor und Mensch, zwischen Warte und Wort.

„Ich bin Senftenberg,“ ich bleibe. Ich trage meine Geschichten, wie man ein Tuch trägt: einmal stolz, einmal verschlissen.

„Ich bin Senftenberg.“ Und wenn der Wind über das Land zieht, trägt er meinen Namen mit sich – leise, aber beständig. Senftenberg.

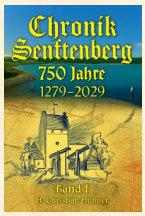
Und ein stiller Stolz, der auch die Heutigen tragen dürfen – denn wer solche Vorfahren hatte, darf aufrecht gehen.

Das Ihnen hier vorliegende Buch „Bürgerchronik Senftenberg 750 Jahre“ ist bereits Band 2 und ist eine populärwissenschaftliche Erzählung der Geschichte von Senftenberg.

Dies ist kein Buch über Daten. Es ist eine Erzählung über Spuren – über das, was bleibt, wenn die Jahreszahlen längst verweht sind.

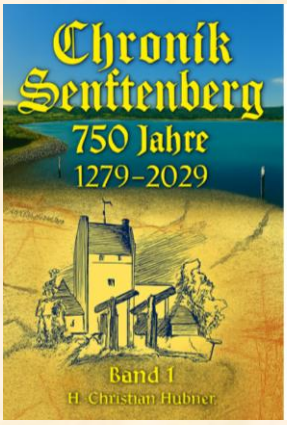
Buchempfehlung: Wer die komplette historische Chronik Senftenbergs lesen möchte, dem empfehle ich Band 1: „Chronik Senftenberg 750 Jahre 1279–2029“ 604 Seiten, 950 Abbildungen, 2.000 wissenschaftliche Zitate, 3.000 Ereignisse.

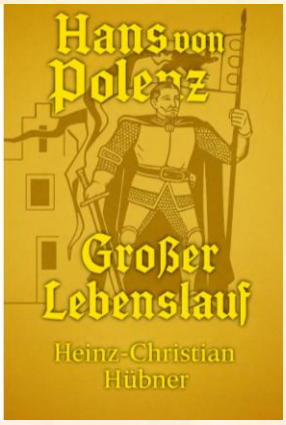
© Heinz-Christian Hübner copyright 2025

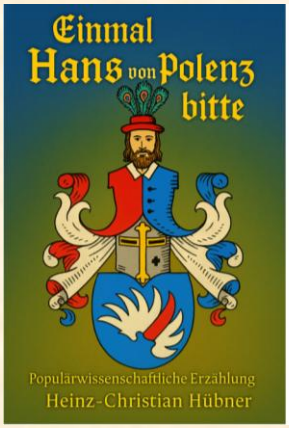


Wer Gefallen an dieser Bürgerchronik gefunden hat und noch mehr über die bewegte Heimatgeschichte Senftenbergs lesen möchte, findet in meinen weiteren Büchern spannende Ergänzungen.

Alle Werke sind ohne Honorar entstanden und als Open Access im Internet kostenfrei zugänglich – sowohl über die Google-Suche als auch direkt auf Zenodo.de, archive.org oder academia.edu.
Jede Publikation trägt eine DOI-Nummer und ist somit dauerhaft wissenschaftlich auffindbar.







In Band 2 der *„Chronik 750 Jahre Senftenberg – Bürgerchronik“* wird die Geschichte etwas leichter und persönlicher erzählt. Ur- und Frühgeschichte sowie das Mittelalter treten in den Hintergrund – dafür übernimmt „Frau Senftenberg“ selbst das Wort und berichtet aus ihrem eigenen Leben.

Buch 3 kehrt in die Welt der Forschung zurück und beleuchtet die historische Gestalt des Hans von Polenz in einer wissenschaftlichen Studie.

Mit Buch 4 – „Einmal Hans von Polenz, bitte“ – wende ich mich ihm erneut zu: Dieses Mal in einer populärwissenschaftlichen Erzählung, in der Hans von Polenz selbst spricht – eine liebevolle Hommage. Kein Sohn der Stadt, doch ihr treuer Wächter.

Buch 5 – „Niederlausitzer Geschichte“ – lässt „Frau Lausitz“ ihre lange, wechselvolle Geschichte erzählen – eine Stimme der Landschaft selbst.

Buch 6 – „Geschichte der Sorben“ – vereint wissenschaftliche Präzision und erzählerische Lebendigkeit und führt uns eindrucksvoll in das Leben unserer sorbischen Vorfahren.